

Charlottes Blick 8 - Grauensvolle Spuren

(eine Geschichte basierend auf dem Charakter ‚Vickie‘ der TV-Serie ‚Haven‘ von 2010-2015)

Autor: Marc Meidlinger, 2025

Ausgelassen feiern Charlotte und die anderen Teilnehmer der Vergnügungsfahrt auf der Yacht CALIPSO. Gemütlich geht es die amerikanische Ostküste hinunter. In einigen Tagen wird die Karibik erreicht werden. Doch dann häufen sich die Widrigkeiten, und aus dem Urlaubstörn wird tödlicher Ernst, der schon bald Opfer fordern wird.

Die luxuriöse 25-Meter-Yacht glitt gemächlich mit ausgeschaltetem Motor über das glatte Meer. Weit jenseits der Ostküste Floridas brannte die Sonne unbarmherzig vom wolkenlosen Himmel herab. Nur die schwache Brise, die seit Stunden von Westen her wehte, brachte den neun Gästen an Deck ein wenig Kühlung. An den typischen Meeresgeruch hatten sich alle schon längst gewöhnt und nahmen ihn gar nicht mehr als erfrischend wahr.

Ausgelassen feierten die meisten der jungen Erwachsenen auch am vierten Tag der Reise, die sie bis in die Karibik führen sollte. Zeitdruck verspürte niemand, und so dümpelte die Yacht nicht selten für Stunden dahin, während die Frauen und Männer ein Bad im Meer genossen.

Die CALIPSO fuhr durch eine inselreiche Region. Auf mehreren hundert Meilen in Nord-Süd-Richtung verteilten sich unzählige Landmassen, die jedoch nur selten eine Ausdehnung von über einer Meile erreichten. Die Yacht hatte bereits mehrmals in der Nähe einer dieser kleinen Inseln geankert. Manche Gäste waren an den Strand geschwommen, um ein wenig festen Boden unter den Füßen zu spüren.

Gerade sprang ein Wagemutiger in den blauen Ozean, um sich abzukühlen. Es klatschte laut, als er in das Wasser eintauchte und davonschwamm. Die Leiter an Steuerbord war heruntergelassen und reichte bis ins Wasser. Das Einsteigen war so auch bei leichter Fahrt problemlos möglich.

Charlotte döste an der Bugspitze vor sich hin und sonnte sich auf dem großen, roten Badetuch. Wie die restlichen Gäste auch trug sie nur Badebekleidung, denn für alles andere war es schlicht zu heiß. Der türkisfarbene Bikini hob sich

deutlich von ihrer leicht geröteten Haut ab, hatte sie doch am ersten Tag die Stärke der Sonne in diesen Breiten unterschätzt. Eine große Sonnenbrille schützte ihre empfindlichen Augen. Charlotte hielt einen Fruchtcocktail in der Hand und nippte gelegentlich daran. Die Reste der Eiswürfel klirrten leise.

Auf der Brücke taten Kapitän Edward Smith und ein Bootsmann weiter Dienst. Das dritte Crewmitglied verabschiedete sich in diesem Moment, um das Abendessen vorzubereiten.

Die nächste Stunde änderte sich nichts an der Szenerie. Müßiggang herrschte vor.

„Leute, umziehen!“, rief ein junger Mann schließlich, als er ein Zeichen des Bootsmanns erhielt. Er klatschte lautstark in die Hände. Die Schallplattenmusik wurde gestoppt.

Charlotte schrak aus ihrem Halbschlaf hoch. Sie schob die Sonnenbrille in das schwarze Haar, rieb sich einmal über die müden Augen und zog sich an der Reling hoch. In der Ferne konnte sie den dünnen Strich einer weiteren Insel erkennen. Es schien sich diesmal um eine der größeren zu handeln.

Charlotte ging unter Deck. Nach einer raschen Dusche traf sie in der Kabine auf Nina Herbert, mit der sie sich die kleine Unterkunft teilte.

„Irgendwie ist mir heute danach, mich besonders schick zu machen“, sagte Nina und hielt ein gewagt kurzes hellblaues Kleid vor ihren Körper. Es passte hervorragend zu ihren roten, gelockten Haaren.

Wie alles, was Nina mitführte, stammte es aus der Kollektion eines der bekanntesten Modeschöpfer der letzten Jahre und war sündhaft teuer gewesen, wie Charlotte wusste. Aber Ninas Eltern besaßen mehrere Maschinenfabriken. Geld war reichlich vorhanden. Und in ein paar Monaten, wenn Nina zusammen mit ihrem Bruder die Leitung der Werke offiziell übernehmen würde, konnte sie auch ohne Einschränkungen über ihren Trust Funds verfügen.

„Hast du ein Auge auf jemanden geworfen?“, fragte Charlotte und wickelte sich aus dem Handtuch. Sie hatte sich für legere Kleidung entschieden, wie es die meisten Gäste seit Tagen taten. Sie wechselte in Jeans und einen dünnen, lilafarbenen Sommerpullover, schob automatisch und ohne nachzudenken Block und Stift in die hintere Hosentasche und zog ratschend den Reißverschluss des Reisekoffers zu.

Plötzlich flackerte das Licht in der Kabine für ein paar Sekunden. Charlotte hob überrascht den Kopf. Elektrische Probleme hatte es während der Reise keine gegeben, und auch sonst war bis jetzt alles ohne Beanstandungen verlaufen. Doch die Lampe normalisierte sich rasch wieder. Charlotte nahm die Bürste, fuhr sich ein paar Mal durch die Haare und kämmte sie in den Nacken. Sie war bereit für das Dinner. Geduldig wartete sie ein paar Minuten, bis Nina ihr Make-up beendet hatte. Dann verließen die beiden die Kabine und wandten sich den

Gang hinunter zur Messe.

Andere Gäste begegneten ihnen, und schnell war eine lebhafte Unterhaltung in Gang gekommen. In der Messe setzten sich alle ungezwungen, wo gerade Platz frei war.

„Schau!“, sagte Nina leise und deutete auf die Tür des großen Gemeinschaftsraumes. „Die gute Geneviève braucht mal wieder ihren Auftritt.“

Charlotte wandte den Kopf. Geneviève Talbot, eine hochgewachsene Frau mit blonden, langen Haaren und klassisch aristokratischen Gesichtszügen, betrat den Raum. Sie gab sich immer recht unnahbar, und Charlotte hatte noch nicht viele Worte mit ihr gewechselt. Langsam schritt Geneviève zu dem noch freien Platz neben Henri. Sie trug Unmengen an Schmuck - mehrere Halsketten, Armreife und edelsteinbesetzte Ringe.

„Ich frage mich jedes Mal“, sagte Nina zwischen zwei Bissen des gedünsteten Fischgerichts, „ob sie echten Schmuck trägt. Ich meine, wer nimmt schon diese Menge an Pretiosen mit auf eine simple Vergnügungsreise?“

„Ich denke schon, dass alles echt ist“, erwiderte Charlotte und wischte sich den Mund an der Serviette ab. „Ich habe sie gestern beim Kapitän getroffen, und da hat sie eine große Schmuckschatulle in den Bordsafe gelegt.“

Viele Gäste sprachen dem Wein zu, andere tranken Bourbon. Charlotte hielt sich an alkoholfreie Cocktails. Es gab noch einige auf der Karte, die sie noch nicht probiert hatte. Aber die Reise sollte noch eine Woche dauern. Zeit genug dafür blieb daher.

„Also“, sagte Henri überlaut in das Geschirrgeklapper und Stimmengewirr hinein und deutete auf sein leeres Glas. Er war hörbar angetrunken. „Mal schauen, was das Meer der Cocktails noch so bereithält.“ Er grinste dümmlich über sein Wortspiel, stand auf und ging leicht unsicher auf den Beinen zur Bar.

Alles war wie immer in den letzten Tagen...

...bis plötzlich ein harter Ruck durch die Yacht fuhr. Nina wurde zur Seite geschleudert. Ihre Schulter prallte an Charlotte, die daraufhin ihr Glas fallen ließ. Es zerbrach fast lautlos auf dem dunkelroten Teppich.

„Was...“, rief Colin, mit 27 Jahren der Älteste der Gruppe.

Ein durchdringend lautes, scharrendes Geräusch ließ ihn verstummen. Es klang, als schabte Holz auf Holz. Dann folgte das Quietschen von Metall. Der Motor der Yacht heulte auf, und es gab einen zweiten Ruck in Richtung Bug, da der Kapitän offenbar die Fahrtrichtung umkehrte. Charlotte presste den Rücken an die Kabinenwand, um nicht ebenfalls zur Seite geschleudert zu werden.

Als die Fahrtbeschleunigung nachließ, sprang Colin auf und lief hinaus. Charlotte folgte ihm. Laut dröhnten die Schritte auf dem Korridor. Eine halbe

Minute später hatten sie die Brücke erreicht. Doch Curt, der erste Bootsmann und Navigator, gab ihnen mit einem Handzeichen zu verstehen, dass sie warten mussten.

Der Kapitän sprach mit kontrollierter Stimme in das Funkgerät. „Hier spricht die Yacht CALIPSO. SOS! SOS! Etwas hat den Rumpf gerammt. Unsere Position ist...“ Er blickte zu dem Bootsmann, der, nachdem er einige Werte auf den Skalen der Instrumente abgelesen hatte, hastig mit Lineal und Stift auf einer Seekarte herumzeichnete.

„Curt, hast du sie?“

„Ich mache, so schnell ich kann. Aber der Kontakt zum TRANSIT-System ist ausgefallen. Wir erhalten kein Satellitensignal. Ich muss unsere aktuelle Position manuell nach Fahrt und letzter gesicherter Position abschätzen.“

Der Kapitän wiederholte seinen Hilferuf. Dann gab er Curts Positionsmeldung durch. Mit angespannter Miene wartete er auf Antwort. Doch es kam nur weißes Rauschen aus dem Äther.

Charles, der zweite Bootsmann, kam in diesem Moment auf die Brücke gestürzt. Außer Atem berichtete er: „Der Kiel wurde durchstoßen. Wodurch, ist unklar. Es klafft ein kopfgroßes Leck. Ich habe es notdürftig mit Tüchern gestopft und Möbel davorgeschoben, um den Wassereinstrom etwas zu verlangsamen.“

Charlotte und Colin sahen sich alarmiert an. Diese Meldung verhieß nichts Gutes. Und die Anordnung des Kapitäns, die folgte, bestätigte ihre Ahnung.

„Verschließt die vordere Kabine und dichtet sie ab, so gut es geht. Das bringt uns einen Zeitgewinn.“ Er wandte sich an die Gäste. „Sie haben es gehört. Um es ganz deutlich auszudrücken: Wir werden sinken. Die Yacht verfügt nicht über druckdichte Schotte. Aber es besteht kein Grund zur Panik. Packen Sie alles zusammen und kommen sie so schnell wie möglich auf das Oberdeck. Wir warten auf Hilfe.“

Charlotte und Colin nickten, liefen zurück in die Messe und gaben die Anordnung weiter. Panikerfüllt strömten die Menschen daraufhin in den Korridor. Der ein oder andere drängelte sich rücksichtslos vor. Alle verschwanden in ihren Kabinen und warfen in die Koffer, was für nötig befunden wurde. Anderes wurde zurückgelassen. Jeder wollte so schnell wie möglich an Deck. Charlotte musste nicht viel packen, hatte sie doch ohnehin das meiste in ihrem Koffer belassen. Sie entnahm diesem eine fingerlange Plastikdose, die sie in die linke Tasche ihrer Jeans schob, lief dann zur Minibar und warf alle Snacks und Getränke in den Koffer. Anschließend rannte sie hinaus. Sie war eine der ersten, die auf dem Deck standen.

Zehn Minuten später war das Oberdeck von Menschen überfüllt.

„Wir sind schon deutlich tiefer“, rief die ansonsten eher schweigsame Tabitha

schrill und blickte über die Reling.

„Unsinn!“, widersprach Thomas und legte den Arm um sie. Die beiden waren sich im Laufe der Tage an Bord nähergekommen. „Außerdem ist man nicht tiefer, sondern der Tiefgang erhöht sich“, setzte er mit ruhiger Stimme fort.

„Wir saufen ab, du Idiot!“, giftete Tabitha zurück und entwand sich seiner Umarmung.

Nervös verlagerten die Menschen das Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Sie starrten angestrengt auf das Meer hinaus. Doch nirgends war ein anderes Schiff zu sehen.

„Wann kommt denn endlich die Hilfe?“, fragte Kelly Logan verängstigt. Sie war die Jüngste der Runde und hatte in der Vorwoche erst ihren 18. Geburtstag gefeiert. Sie hielt die Hand ihres Freundes Daniel so fest umklammert, dass die Knöchel weiß hervortraten. Die Reise auf der CALIPSO war das Geschenk ihrer Eltern. Die Logans, in der High Society von Toronto oft und gern gesehen ob ihres Reichtums und der Spendenbereitschaft, wussten allerdings nichts von Daniels Anwesenheit.

Der Kapitän betrat das Vordeck. „Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass wir auf unsere Hilferufe keine Bestätigung empfangen haben. Es ist daher unklar, ob uns jemand gehört hat und bereits unterwegs ist.“

Vielstimmiges, erschrockenes Einatmen folgte seinen Worten.

„Nein!“, schrie Tabitha und krallte sich in Thomas' Oberarm. „Das ist unser Ende!“

Der Kapitän fuhr mit ruhiger Stimme fort: „Nein, Miss Conley. Sehen Sie da hinten die Insel? Wir nehmen die Ruderboote und setzen über. Dort sind wir erst einmal in Sicherheit. Es besteht weiter kein Grund zur Panik. Wir sind auf solche Fälle gut vorbereitet.“

Curt nahm auf der vorderen Ruderbank des ersten Rettungsbootes Platz und bat Colin auf die hintere. Danach stiegen weitere vier Gäste ein, darunter auch Charlotte. Charles reichte ihnen drei Koffer, eine Leuchtrakete und mehrere Flaschen Mineralwasser. Dann wurde das Rettungsboot ausgeklinkt, rutschte die schiefe Ebene am Heck hinab und klatschte ins Wasser. Die beiden Männer begannen im Gleichklang zu rudern. Curt drehte immer wieder den Kopf, um danach gelegentlich die Richtung des Boots ein wenig zu korrigieren. Aber der Strand der Insel war lang und die Strömung schwach. Nach kurzer Zeit hatten sie die paar hundert Meter Entfernung zurückgelegt und das seichte Wasser erreicht. Charlotte sah bereits den Meeresgrund. Die beiden Ruderer sprangen ins Wasser und schoben das Boot noch ein Stück weiter.

Charlotte und die drei anderen stiegen aus. Colin reichte jedem ein Gepäckstück, und die Gruppe watete durch das zu Beginn bis zum

Oberschenkel reichende Wasser hinauf auf den breiten Sandstrand, hinter dem eine üppige Vegetation wuchs: Palmen, Laubbäume in grüner Pracht und dichte Büsche. Was noch weiter dahinter lag, ob die Insel vielleicht nur ein schmaler Streifen war, konnte man nicht erkennen.

Als sie das Gepäck abgestellt hatten, hörten sie bereits den Ruderschlag des zweiten Boots. Charles steuerte, Thomas saß an der zweiten Ruderbank. Rasch waren die anderen Gäste der Yacht am Strand angekommen. Auch sie hatten einige Koffer sowie weitere Verpflegung dabei.

Curt wandte sich an die Geretteten. „Charles und ich fahren noch eine Tour. Wir bringen das tragbare Funkgerät sowie weiteren Proviant. Sie warten bitte hier.“

Colin widersprach. „Wir wären schneller, wenn zwei Boote und vier Ruderer zurückführen. Das Transportgewicht könnte besser verteilt werden.“

„Das ist korrekt. Aber zum einen bleibt noch genügend Zeit. Die Yacht sinkt sehr langsam. Und zum anderen sind wir als Crew für Sie verantwortlich. Sie sind nun in relativer Sicherheit. Alles andere ist unsere Aufgabe.“

Colins Gesicht drückte aus, dass er mit dieser Entscheidung nicht einverstanden war, aber er fügte sich. Charles und Curt stiegen in das gerade angekommene Rettungsboot. Mit kräftigen Ruderschlägen steuerten sie den Kahn zurück zur Yacht. Der Kapitän hatte auf der Brücke das Licht eingeschaltet, sodass das Boot weithin sichtbar war.

Die Menschen am Strand blickten gebannt zur Yacht hinüber. Bald war das Rudergeräusch nicht mehr zu vernehmen. Charlotte konnte nur noch einen schwachen Schemen ausmachen, der dann aber in der Ferne verschwand. Eine Minute geschah nichts, dann verdunkelte sich das Licht auf der Brücke ein wenig. Jemand war in das Innere des Bootes gestiegen.

„Sie sind angekommen“, stellte Colin fest, der den Lichtabfall ebenfalls gesehen hatte.

Wieder geschah für ein paar Minuten nichts...

...doch dann zerriss ein gewaltiger Donner die Stille. Die grellgelbe Stichflamme einer Explosion schoss meterhoch empor, und brennende Trümmerteile fielen ins Meer.

Entsetzen überzog die Gesichter.

„Oh Gott!“, flüsterte Kelly und hielt sich die Hand vor den Mund. Nicht nur ihr Gesicht hatte sämtliche Farbe verloren.

„Wir müssen uns für die Nacht vorbereiten“, sagte Colin in das Schweigen hinein. Seine Stimme klang gefasst. „Für die drei können wir nichts mehr tun.“

Charlotte schüttelte energisch den Kopf. „Wir müssen sie suchen. Vielleicht haben sie überlebt, und die Explosion sich irgendwie vorher angekündigt. Wir

haben ein Boot. Ich rudere hinaus. Wer hilft mir?“ Auffordernd blickte sie in die Runde.

Thomas trat vor. „Ich komme mit.“

„Unnütze Arbeit“, meinte Colin verächtlich und winkte ab. „Spart lieber eure Energie.“

Charlotte und Thomas ignorierten ihn. Hastig zogen sie ihre Schuhe und Kleidung aus. In Unterwäsche rannten sie auf das im seichten Meer dümpelnde Ruderboot zu. Ihre Schritte platschten laut, und Wasser spritzte hoch. Charlotte schob das Boot weiter in den Atlantik hinaus, kletterte an Bord und setzte sich auf die strandferne Bank. Sie griff die Ruder und legte sie in die Führung. Thomas tat es ihr nach. Sekunden später zogen sie kräftig und mit regelmäßigen Atemzügen durch. Rasch nahm die Geschwindigkeit zu, und die Unglücksstelle kam näher. Das, was nach der Explosion noch von der Yacht in einem Stück übriggeblieben war, brannte weiterhin lichterloh.

Die beiden blickten sich immer wieder suchend um, starrten hochkonzentriert auf die Oberfläche des Meeres, um jede auch noch so kleine Bewegung zu erkennen. Vielleicht winkte jemand mit letzter Kraft, um auf sich aufmerksam zu machen. Zusätzlich schrien sie immer wieder die Namen der Crewmitglieder. Doch ein Erfolg war ihnen nicht beschieden.

Schließlich hatten sie sich dem Trümmerfeld so weit genähert, dass die Hitze der Flammen schon deutlich zu spüren war. Auf ein kurzes Kopfnicken von Charlotte hin ließen sich beide ins Wasser gleiten. Sie holten tief Luft und tauchten hinab. Das Flackern des Brandes und das schwächer werdende Licht des zur Neige gehenden Tages erlaubten nur eine geringe Sichtweite. Charlotte tauchte dennoch ein paar Meter tiefer. Hektisch blickte sie sich um, aber sie konnte die Crew nirgends sehen. Auch der Meeresboden war nicht auszumachen. Keuchend kam sie für einen Moment an die Oberfläche, sog gierig ihre Lungen voll und wagte einen zweiten Vorstoß. Auch Thomas tauchte immer wieder hinab.

Doch nach einigen Anläufen schwand ihnen die Kraft, und Charlotte gestand sich ein, dass es keinen Sinn hatte, jetzt noch weiter zu suchen. Zuviel Zeit war vergangen, als dass jemand unter Wasser noch am Leben sein konnte. Außerdem fehlte ihnen die nötige Ausrüstung, um das Meer sinnvoll abzusuchen. Die Taschenlampe in ihrem Gepäck hätte geholfen, aber Charlotte hatte noch nicht einmal Gelegenheit gehabt, überhaupt nachzuschauen, wessen Koffer am Strand lagerten.

Als sie das nächste Mal auftauchte, sah sie, wie Thomas zum Rettungsboot schwamm.

„Es hat keinen Zweck“, rief er herüber.

Charlotte kraulte ebenfalls zum Boot zurück. Auf ein Hineinklettern verzichteten

beide. Stattdessen hielt je eine Hand den Bootsrand fest, und die andere vollführte ausholende Schwimmbewegungen. Sie zogen das Boot zum Strand zurück.

Kelly und Daniel liefen ihnen entgegen und nahmen das Boot in Empfang, das sie danach bis auf den Sandstrand hinaufzogen. Geneviève reichte den durchnässten Tauchern Handtücher. Charlotte rubbelte sich rasch trocken und zog ihre Kleidung wieder an. Die Luft war merklich kühler geworden.

Colin stand mit verschränkten Armen neben dem Boot und zeigte ein arrogantes Lächeln. Doch bevor er etwas sagen konnte, zischte Thomas ihm zu: „Ein Wort, du Arsch, und ich knall' dir eine.“ Seine Augen funkelten angriffslustig.

Colin lachte leise. Es klang höhnisch. Aber er verkniff sich eine Bemerkung zur erfolglosen Suche. Stattdessen klatschte er in die Hände. Fast alle Köpfe wandten sich ihm zu. Charlotte aber blickte zuerst auf das Meer hinaus, wo die Sonne schon sehr tief am Horizont stand. Nicht mehr lange, und sie würde untergehen.

Gut, dachte sie. Zwei Minuten gebe ich ihm.

Auch sie richtete nun ihre Aufmerksamkeit auf Colin.

„Ich schlage vor, dass wir Inventur machen und uns dann hier für die Nacht einrichten. Sammelt Holz, dann machen wir ein Feuer zur Abwehr möglicher Tiere. Und morgen erkunden wir die Insel. Vielleicht lebt hier jemand.“

„Wer hat dich zum Boss ernannt?“, bellte Thomas.

Colins Stimme blieb kühl, aber seine Körperhaltung drückte Aggressivität aus. „Niemand. Aber ich bezweifle, dass du einen besseren Vorschlag hast, oder?“

„Colin hat recht“, mischte sich Charlotte ein. „Das Wichtigste ist jetzt zuerst einmal, die Nacht zu überstehen. Morgen sehen wir dann weiter.“

„Und wie sollen wir ein Feuer entzünden?“, fragte Tabitha. Ihr Gesicht spiegelte weiter Panik. Sie schien den Aufenthalt auf der Insel nicht als Rettung anzusehen.

Charlotte umrundete den Kofferberg und schob die Gepäckstücke, die ungeordnet übereinander geworfen dalagen, zur Seite. Da! Rasch zog sie ihren Reisekoffer hervor, öffnete den Reißverschluss und nahm einen schwarzen Beutel heraus. Mit diesem in der Hand ging sie zurück zur Gruppe. Neugierige Blicke erwarteten sie.

„Das ist kein Problem“, beantwortete Charlotte ein wenig verspätet die Frage und kippte den Inhalt des Beutels auf den Sand. Sie nahm ein Feuerzeug und gab es Tabitha.

Colin und Thomas schauten erstaunt auf die restlichen Dinge.

„Sag mal“, fragte Thomas langsam, „wieso hast du so komische Sachen im Gepäck?“

„Komische Sachen? Das ist ein Survival-Pack. Meine Eltern haben darauf bestanden, dass ich so etwas mitnehme, wenn ich schon diese verrückte Reise mache.“

Colin ging in die Hocke und betrachtete alles genauer. „Taschenlampe, Kompass, ein Messer, eine Lupe, ...“ Er hob ein kleines, in Plastikfolie eingeschweißtes Päckchen auf und las den Aufdruck. „Erste-Hilfe-Notkit. Und...“ Dann nahm er das dünne Fernrohr mit dem Spiegel an der Seite in die Hand. „Ein Sextant!“ In seiner Stimme schwang echte Verblüffung. „Kannst du mit so etwas umgehen?“

Charlotte nickte. „Astronomische Navigation. Ich kann versuchen, unsere Position zu bestimmen. Uhren haben wir ja glücklicherweise.“

„Und das hier?“, fragte Thomas und hielt einen fingerlangen, runden Gegenstand in die Höhe.

„Ein Peilsender“, sagte Charlotte.

„Schalte ihn ein! Sofort!“, forderte Tabitha und wollte nach dem Gerät greifen. Thomas wich ihr aus.

„Es hat nur eine geringe Reichweite bei dieser Größe“, erwiderte er und schaute Charlotte fragend an.

Diese nickte. „Stimmt. Vielleicht zwanzig Meilen bei voller Sendestärke. Dann aber auch nur für ein paar Stunden. Länger hält die Batterie nicht.“

„Gut“, entschied Colin mit harter Stimme. „Gib mir den Sender. Wenn wir morgen die Insel erkunden, suchen wir einen erhöhten Punkt und aktivieren ihn dann erst.“

„Ich finde, wir sollten darüber abstimmen“, warf Kelly mit ihrer leisen, immer etwas schüchtern klingenden Stimme ein.

Überrascht drehte sich Colin um. Kritisch musterte er die Jüngste der Reisegruppe. „Sei still, Kind, wenn die Erwachsenen reden. Von diesen Dingen verstehst du nichts.“

Daniels Gesicht verzog sich zu einer wütenden Grimasse. Er wollte sich auf Colin stürzen, doch Henri hielt ihn am Ärmel zurück. „Ich finde auch“, sagte er ein wenig lallend, „das sollten wir als Gruppe entscheiden. Nicht der Clown-Obermotz hier.“ Er deutete auf Colin und grinste.

„Wenn ihr meint, stimmen wir ab. Wer ist dafür, mit der Aktivierung bis morgen zu warten?“ Auffordernd blickte er in die Runde, als er selbst seinen Arm hob.

Auch Charlotte war dieser Ansicht, und nach kurzem Zögern folgten Thomas,

Geneviève und Nina.

„Die Mehrheit ist also für meinen Vorschlag“, stellte Colin fest. Seiner Stimme war die Genugtuung anzuhören.

Charlotte reichte ihm den Sender.

„Dann schießen wir die Leuchtraketen ab!“, forderte Tabitha.

„Nein. Die machen nur Sinn, wenn wir ein Schiff da draußen erwarten“, wandte Colin scharf ein.

Doch Charlotte widersprach ihm. „Wir haben zwei Raketen. Und der Kapitän hat einen Hilferuf abgesetzt. Ich halte es für sinnvoll, nun, nach der Explosion, die ja weithin zu sehen gewesen ist, noch eine Rakete abzufeuern, um mögliche Sucher auf Überlebende aufmerksam zu machen.“

Die anderen nickten zu ihrem Vorschlag, und so nahm Nina die Raketenpistole, ging an den Meeresrand und zog durch. Zischend verschwand das Geschoss im Himmel und zerplatzte zu einer grellen Farbpracht.

Während die anderen noch in den Himmel schauten, setzte Charlotte ein verlegenes Lächeln auf. „Ich muss mal wohin.“

Sie lief den Strand hinauf und verschwand hinter einem kleinen Felsen. Niemand blickte ihr nach. Charlotte kniete sich in den Sand und holte den Block aus ihrer Hosentasche. Rasch blätterte sie ein paar Mal um, bis sie die Zeichnung mit der Beschriftung DA gefunden hatte. Diese zeigte dreidimensional eine Schale, in dessen Zentrum eine Kugel an vier Fäden hing, die rechtwinklig in alle Richtungen abgingen und am Rand befestigt waren. Neben der Schale stand eine kastenförmige Apparatur mit Drehknöpfen. Auf dieser und auf der gezeichneten Kugel prangten ebenfalls die Buchstaben DA. Das Objekt war offensichtlich mehrfach auf diesem Papier an derselben Stelle gezeichnet worden, denn die Bleistiftstriche glänzten intensiv grau und drückten sich tief in das Blatt ein.

Charlotte drehte den Kopf und blickte auf die Sonne. Geduldig wartete sie, bis der oberste Rand der Scheibe im Meer versank und der definitionsgemäße Sonnenuntergang eingetreten war. Dann erst signierte sie die DA-Zeichnung, legte sie auf den Oberschenkel und schlug mehrmals mit aller Kraft auf die Kugel.

Sofort schoss das Blut aus ihrer Nase und färbte den Sand tiefrot. Die Reaktion ihres Körpers zeigte Charlotte aber, dass die Kopplung der Zeichnung, die fünf Tage alt war, weiterhin Bestand hatte. Kraft war übertragen worden, und die reale Kugel würde in ihrer realen Schale tanzen, war dafür doch nur eine geringe Energiemenge nötig.

Die heiße Phase ihres Auftrags hatte in diesem Moment begonnen.

Rückblende

Vier Wochen zuvor

Vancouver, British Columbia, Kanada

„Also, was gibt's?“, fragte Charlotte, nahm den Kaugummi aus dem Mund und warf ihn in den Abfallkorb. Der Stuhl rutschte quietschend über den Boden, als sie ihn von dem kleinen Besprechungstisch in einem der oberen Konferenzräume im Hauptquartier der Royal Canadian Mounted Police im Norden Vancouvers wegzog und sich Phil, dem einzigen anderen Anwesenden, gegenüber setzte.

„Sagt dir der Name Beverly Cunningham etwas?“, fragte der Kommissar und schob ihr eine aufgeschlagene Tageszeitung entgegen.

Charlotte las die Überschrift des markierten Artikels im *Newfoundland Chronicle* und warf einen Blick auf das dazugehörige Photo einer jungen Frau. Es war offenbar mit einem Teleobjektiv aufgenommen worden und zeigte, wie die Frau aus einer Limousine stieg und auf eine herrschaftliche Villa zuing. Charlotte hatte sie noch nie gesehen.

„Sollte ich sie kennen?“

„Nicht unbedingt. An der Ostküste war der Fall vor drei Wochen ein heißes Thema.“

„Fall?“

„Miss Beverly Anne Cunningham, die zukünftige Erbin der Cunningham-Juwelierläden, eine millionenschwere Kette, wurde gegen Zahlung eines Lösegelds in Höhe von 2 Millionen Dollar freigelassen. Sie hält sich aktuell in einer Privatklinik in St. John's auf.“

Charlotte schob die Zeitung zurück. „Sind die Täter noch flüchtig?“

Phil bestätigte. „Beverly Cunningham war auf einer Art privater Kreuzfahrt. Diese startete an der amerikanischen Ostküste in Savannah, Georgia. Das Ziel war Puerto Rico.“

„Ihr konntet den Weg nachvollziehen?“

„Teilweise.“ Phil schlug die oberste Akte auf. „Wir haben Funkmeldungen bis Miami, danach gab es keinen Kontakt mehr. Auf Puerto Rico ist die Yacht

jedenfalls nie angekommen. Bis heute fehlt jede Spur von ihr.“

„Was sagt Miss Cunningham dazu?“, fragte Charlotte.

Phil zeigte auf die Kopie des Vernehmungsprotokolls, das nur aus einer einzelnen, dünn beschriebenen Seite bestand. „Nichts.“

Charlotte war überrascht. „Nichts? Wieso das?“

„Die Ärzte diagnostizierten eine schwere Amnesie. Beverly Cunningham kann sich dunkel an die Abfahrt der Yacht in Savannah erinnern und daran, dass sie auf einem Waldparkplatz in St. John's aufwachte. Dazwischen aber an nichts.“

Charlotte lehnte sich im Stuhl zurück. „Okay, Phil. Aber was habe ich damit zu tun?“

„Dazu komme ich gleich. Zusammen mit Miss Cunningham verschwanden auf dieser Reise sieben weitere Privatpersonen, die bis heute nicht wieder aufgetaucht sind. Ebenso erging es einer anderen Yacht davor. Das ist drei Monate her. Identischer Startpunkt, das Ziel war jedoch Jamaika, die Reise ebenfalls ausgerichtet von einer Eventagentur namens *Sol de alegría*. Auch von diesen elf Teilnehmern fehlt jede Spur. Ebenso unauffindbar sind die von der Agentur angeheuerten Besatzungen, insgesamt weitere fünf Seeleute.“

„Ihr geht also von Entführung aus. Insgesamt zwei Dutzend Personen. Und nur eine wurde freigelassen?“

Phil nickte wieder. „So sieht es aktuell aus. Die Agentur haben wir natürlich überprüft, bis jetzt aber keinerlei Anhaltspunkte auf verbrecherische Aktivitäten gefunden. Auffällig allerdings ist, dass alle Fahrtteilnehmer aus wohlhabenden Familien stammen, also lohnende Ziele für Entführer sind. Eine Lösegeldforderung ist aber nur bei den Cunninghams eingegangen.“

„Phil, du weißt so gut wie ich, dass Angehörige von Entführungsoptionen nicht selten die Polizei außen vor lassen. Das muss also nichts bedeuten.“

„Stimmt. Aber die Kollegen im Land haben die Familien observiert. Ohne Ergebnis. Das Wichtigste aber, und da komme ich jetzt zum Punkt, warum ich dich hergebeten habe: Vor rund drei Wochen startete eine erneute Kreuzfahrt dieser Art. Und diesmal war ein Detective undercover unter den Teilnehmern.“

„Deiner Stimme höre ich an, dass es schiefging.“

„Wie man's nimmt. Es gab keine Entführung. Entweder ist unsere Theorie falsch, oder die Entführer haben irgendwie Wind von unserem Einsatz bekommen. Wir wissen es nicht. - Du kannst dir jetzt sicherlich denken, welchen Auftrag ich dir anbieten will. Zuvor aber beantworte mir bitte eine Frage: Kannst du mit deiner Gabe auch Informationen übermitteln? Wir müssen unbedingt herausfinden, wo sich die Verschwundenen aufhalten. Und der beste Weg, den wir nach wie vor sehen, ist, beim nächsten Zuschlagen der Ganoven

dabeizusein.“

Charlotte rieb sich nachdenklich das Kinn und biss sich auf die Unterlippe. „Hm. Du meinst, ob ich die Tasten einer Schreibmaschine bei dir im Büro an Zeichnungen koppeln kann und dann nach einer Entführung telegraphiere: Ich bin in San Juan, Charleston Street, oder so ähnlich?“

Phils Lippen umspielte ein müdes Lächeln. „Das wäre natürlich optimal. Aber mir würde auch schon eine Art Peilsignal helfen. Wir wissen, wo wir den Kontakt zu den beiden Yachten verloren haben. Wir kennen weiterhin ihr Fassungsvermögen bezüglich des Treibstoffs, sowie ihre Betriebsdaten.“ Phil stand auf und trat zu der großen Landkarte, die an der Wand hinter ihm hing, und den nordamerikanischen Kontinent zeigte. Ein großes, rot umrandetes Quadrat spannte sich im Atlantik mittig zwischen Georgia und der Karibik auf.

„In diesem Bereich, etwa 250 Seemeilen im Quadrat, muss etwas vorgefallen sein. Ob sich die Entführten noch dort aufhalten, wissen wir natürlich nicht. Aber in diesem Quadrat nimmt alles seinen Anfang.“

Charlotte stellte sich neben den Freund und studierte die Karte. Unzählige Inseln waren darauf verzeichnet. „Ich nehme an, ihr vom RCMP konntet nicht einfach 300 Inseln eines fremden Staates durchkämmen. Selbst nicht bei 24 verschwundenen Menschen?“

Phil lachte sarkastisch auf. „Da bräuchten wir Monate und eine Unmenge an Personal.“

„Was genau wäre mein Auftrag?“

„Falls du undercover an einer solchen Reise teilnimmst: Mir Mitteilung machen, sobald etwas geschieht, das dir ungewöhnlich vorkommt. Das wäre ein Anhaltspunkt mehr, als wir jetzt haben.“ Er drehte sich zur Seite und griff Charlotte an den Schultern. Eindringlich blickte er sie an. „Char, ich kenne deine Risikobereitschaft. Aber um es ganz deutlich auszudrücken: Ich bin der Kunde. Ich bestimme, wie genau deine Aufgabe aussieht. Ich erwarte sofortige Meldung, wenn es etwas zu melden gibt. Und nicht erst, wenn du im Hauptquartier der Ganoven bist und vielleicht in Lebensgefahr schwebst. Ist das klar?“

Nach einer Sekunde setzte er hinzu: „Melde lieber zu früh als zu spät. Ich möchte dich nämlich gerne noch ein wenig länger um mich haben.“

Charlotte lächelte und gab Phil einen Kuss auf die Wange. „Schon klar. Aber warten wir erst einmal ab, ob du meine Materialanforderungen erfüllen kannst. Ich habe da so eine Idee. Wir treffen uns morgen früh wieder hier. Ich muss mir ein paar Gedanken machen, wie genau ich dir Nachricht geben kann. Einverstanden?“

Drei Wochen später war alles in die Wege geleitet. Charlotte hatte den Auftrag angenommen, und Phil hatte alles, was sie benötigte, ohne nachzufragen organisiert. Da sein Budget für diesen Fall deutlich ausgeweitet worden war, stellten die Kosten dafür kein Problem dar.

Die beiden Freunde waren als Touristen nach Sandy Point auf North Caicos gereist und hatten dort alles aufgebaut. Charlotte hatte ihre Vorbereitungen getroffen und insbesondere stundenlang immer und immer wieder dieselben Objekte gezeichnet. Entfernungs- und Zeittest waren zu ihrer Zufriedenheit verlaufen.

Der Einsatzbeginn rückte näher.

Eine Menge Aufwand für gerade einmal drei Bit an Information, dachte Charlotte und grinste vergnügt. Trotz des Ernstes der Lage und der unbekannten Gefahr, die aller Voraussicht nach auf sie wartete, war sie stolz auf ihren Einfall.

Von Sandy Point flog sie nach Savannah, Georgia, USA zurück. Die Teilnahme an einer Vergnügungsreise auf der Yacht CALIPSO unter dem Tarnnamen Charlotte Everton war gebucht und bestätigt.

Zwei Tage später ging es los.

Ende der Rückblende

Phil saß in dem kleinen Wohnzimmer des gemieteten Ferienbungalows und las in einem Buch. Ein angebissenes Sandwich lag auf dem Tisch, daneben stand eine Karaffe mit Wasser. Der Tischventilator sumnte und versuchte, die Hitze des Tages in Sandy Point zu vertreiben. Der Erfolg war jedoch nur gering. Phil schwitzte aus allen Poren und wischte sich zum ungezählten Male mit einem Tuch über die Stirn.

Er wartete seit nunmehr vier Tagen auf Charlottes Signale.

Nach einem Blick auf die Uhr stand er auf und ging in den Nachbarraum, dessen Fenster mit hitzeabweisender Folie abgedeckt waren. Grünliches Licht erhellte den Raum und sorgte für eine fremdartige Atmosphäre.

Phil kontrollierte erneut, wie er es alle zwei Stunden tat, Charlottes Apparatur. An der fensterlosen Wand befand sich ein langer Schreibtisch, auf dem vier runde Schalen standen, die einen Durchmesser von etwa einer Unterarmlänge

besaßen. Über die Schalen waren durchsichtige, quaderförmige Plastikbehälter mit Dichtungen gestülpt, die hermetisch abschlossen. In den Schalen befand sich niedrigviskoses Ethanol, und die Atmosphäre der Kästen war damit gesättigt. Glatt und völlig unbewegt lag der Flüssigkeitsspiegel da. Im Ethanol schwamm eine Art Tischtennisball aus dünnwandigem und sehr leichtem Plastik, der von vier nicht ganz straff gespannten Fäden, die am Schalenrand befestigt waren, in Position gehalten wurde. Über den Schalenrand ragte an einer Stelle eine kleine Linse, aus der ein schwachenergetischer, roter Laserstrahl austrat. Er traf den Ball und wurde teils absorbiert, teils reflektiert.

Phil ging die Reihe der Kästen entlang und überprüfte die Skaleneinstellungen, eine Arbeit, die nicht notwendig war, die ihm aber ein gewisses Gefühl der Sicherheit gab, und die das eintönige Warten immerhin ein wenig auflockerte. Alle Laser arbeiteten mit der erforderlichen Leistung. Auch die vier Filmkameras, die in zwei Metern Entfernung vor dem Schreibtisch aufgebaut waren und je eine Schale im Zentrum des Blickfelds hatten, waren einsatzbereit, zeichneten aber noch nichts auf. Die kleinen Digitalanzeigen der Uhren vor den Schalen liefen sekundensynchron. Auf der dem Laser gegenüberliegenden Rand jeder Schale befand sich ein Photosensor für rotes Licht. Empfangen hatten die Detektoren seit Charlottes Aufbruch noch nichts. Kabel verliefen unter dem Tisch, und von jedem Sensor ging eine Leitung durch eine elektronische Schaltung zu einer Filmkamera.

Phil beendete seinen Rundgang. Die Geräte waren in Ordnung. Er begab sich wieder in das Wohnzimmer und las weiter.

Die nächsten Stunden blieb alles ruhig...

„...doch am Abend ließ ein schrilles Piepen aus dem Laserraum Phil hochfahren. Er warf das Buch auf den Tisch und rannte hinüber. Das Surren zweier Filmkameras empfing ihn. Aufgeregt ließ Phil seinen Blick über die Schalen gleiten.

Da sah er es!

Der Ball in der Schale, die mit DA beschriftet war, tanzte auf der Flüssigkeitsoberfläche. Er wurde stark ausgelenkt, und der Laserstrahl hatte wiederholt freie Bahn und wurde nicht permanent vom Ball reflektiert. Er traf auf den Sensor. Die Digitalanzeige der Uhr war stehengeblieben und zeigte 19:07:43 Uhr lokaler Zeit an. Phils Blick sprang zur Schale am rechten Rand des Schreibtischs. Aber die Kontrollapparatur mit dem Kürzel CO zeigte keine Bewegung ihres Balls. Es hatte sich also nicht um ein leichtes Erdbeben oder das Vorbeifahren eines Fahrzeugs gehandelt, das den Erdboden und damit den Ball in Schwingung versetzt hatte.

Zur Gegenprüfung stoppte Phil die beiden Filmkameras, welche die DA- sowie die CO-Schale im Fokus hatten, und entnahm die Rollen. Im Wohnzimmer legte er die DA-Spule in den Projektor ein und spielte sie ab. Surrend wurde das Bild

auf den aufgestellten Schirm geworfen. Etwas ruckelnd lief der Stummfilm ab. Die DA-Kamera hatte sich automatisch beim erstmaligen Auftreffen des Lasers auf den Photosensor eingeschaltet. Zuerst war nur ein leichtes Zittern des Balles zu sehen, dann aber sprang er wild hin und her, soweit es die Fäden erlaubten. Als die Spule geendet hatte, ließ Phil noch das CO-Band ablaufen, da sich die Kontrollkamera einschaltete, sobald irgendein Sensor einen Laserimpuls empfing. Doch das projizierte Bild glich einem Standbild. Der CO-Ball lag absolut unbeweg da.

Die Kontrolle war negativ, das DA-Signal somit definitiv bei ihm angekommen. Und das bedeutete, dass auf der Fahrt der CALIPSO etwas vorgefallen sein musste, wenn Charlotte ein Zeichen sendete: der Zeitpunkt, zu dem an ihrem Standort die Sonne untergegangen war.

Im Laserzimmer legte Phil eine neue Filmrolle in die CO-Kamera ein. Die DA-Apparatur hatte nun ausgedient. Von ihr war kein Signal mehr zu erwarten, und so schaltete Phil Laser und Kamera ab.

Der Kommissar seufzte erleichtert auf. Zwar wusste er nicht, ob sich die Freundin in diesem Moment in unmittelbarer Gefahr befand, aber die Tatsache, dass sie den Sonnenuntergang sah und Zeit gefunden hatte, eins der vereinbarten Signale zu senden, beruhigte ihn ein wenig.

Phil rechnete rasch die Zeit auf der Anzeige in Greenwich Mean Time um und notierte diese auf dem kleinen Zettel neben dem nautischen Jahrbuch. Noch zwei weitere Signale, und er würde genau wissen, wo sich Charlotte aufhielt.

Phil beschloss, früh zu Bett zu gehen. In den letzten vier Tagen hatte er auch nachts seine Kontrollen durchgeführt und daher nur in kleinen Portionen geschlafen. Doch das nächste Signal würde frühestens in einigen Stunden eintreffen können. Phil stellte den Wecker auf 3 Uhr in der Früh. Ab diesem Zeitpunkt würde er seine Checks wieder im Zweistundenrhythmus durchführen.

Die neun Menschen auf der Insel sortierten den Inhalt der fünf Koffer, welche ihnen nach der Explosion noch geblieben waren. Colin fasste das Ergebnis zusammen: „Okay, links sind die Kleidungsstücke, die man für eine Inselerkundung nutzen kann.“ Er wies auf den geöffneten Koffer am Rand, der als Sammelstelle diente. „Dann haben wir Kleider, die hier nur als Decken verwendet werden können.“

Geneviève schnaufte empört. „Meine Designerkleider als Decken? Das kann nicht dein Ernst sein! Das ist bestes englisches Tuch!“ Auch Nina schien von dieser Idee wenig begeistert zu sein.

„Besser, als nachts zu erfrieren, oder?“, konterte Colin trocken. „Es klaut dir schon niemand etwas.“ Er wies auf den Koffer ganz rechts, in dem die Verpflegung lagerte. „Damit sieht es schon schlechter aus. Wir haben ein paar Snacks...“, er blickte Charlotte an und nickte leicht, „und ein halbes Dutzend Baguettes, welche die Crew uns in die Boote gereicht hat. Und ganze sieben Flaschen Mineralwasser sowie ein paar Minibarsaftfläschchen. Das ist nicht viel für neun Personen.“ Ernst blickte er in die Runde.

„Wieso? Da liegt ein ganzes Meer zum Austrinken“, meinte Tabitha mit schriller Stimme. „Warum sich darüber Gedanken machen?“

Colin rollte die Augen, aber Charlotte sprang dazwischen, bevor er eine Beleidigung äußern konnte.

„Das verträgt dein Körper nicht. Zuviel Salz. Direkt können wir Meerwasser nicht verwenden. Aber indirekt.“

„Was schwebt dir vor?“, fragte Colin, der, seit er von dem Survivalpack und der Minibarverpflegung, die sie in Voraussicht eingepackt hatte, wusste, Charlotte mit deutlichem Respekt behandelte.

„Suche nach einem Bach im Inselinnern; das Sammeln von Morgentau von den Blättern; saftige Früchte. Vielleicht gibt es hier Kokospalmen. Aber bis dahin können wir Meerwasser destillieren. Feuerholz haben wir ja genügend.“

„Wie willst du den Wasserdampf auffangen?“, fragte Thomas neugierig.

„Ich versuche, eine leere Mineralwasserflasche mit scharfen Steinen so einzuritzen, dass ich sie längs halbieren kann, sodass wir eine Art Auffangrinne haben.“

Colin und Thomas waren skeptisch. „Dazu bräuchte man doch einen Diamantschneider.“

„Es ist einen Versuch wert“, beharrte Charlotte auf ihrer Idee. „Wir sollten morgen früh direkt damit anfangen, dann verlieren wir keine Zeit, falls wir kein Süßwasser finden.“

Nach kurzer Überlegung nickte Colin schließlich. „Gut, dann machen wir...“ Als er die defensive Haltung von Thomas und einigen der anderen Gestrandeten bemerkte, korrigierte er sich mit einem süffisanten Lächeln, „dann schlage ich zur Abstimmung Folgendes vor: Wir teilen uns eine Flasche jetzt gleich, und Charlotte versucht sich an ihrer Idee. Die anderen sammeln so viel trockenes Holz wie möglich. Thomas und ich suchen Steine und schichten sie zu einer Feuerstelle zusammen. Einverstanden?“

Nach ein paar Blicken, die hin und her gingen, stimmten alle dafür.

Während die anderen Holz sammelten, nahm sich Charlotte die leere Glasflasche sowie ihre Taschenlampe und ging ein paar Schritte zur Seite, bis

sie außer Sichtweite war. Sie hielt die Lampe zwischen den Zähnen, zog Block und Stift hervor und riss ein leeres Blatt ab, das sie in Längsrichtung faltete und mehrfach auf- und zuklappte.

Charlotte stellte die Flasche auf den Strand und drückte sie einen Zentimeter in den Sand hinein, bis sie stabil stand. Das Etikett auf dem Bauch rotierte Charlotte zu sich und schraubte den Verschluss ab. Anschließend zeichnete sie die Flasche in allen Einzelheiten: die Wölbung zum Hals, die verschnörkelte Schrift und den verdickten Boden, der nicht ganz im Sand verschwunden war und dessen Riffelung noch zu erkennen war. Sie aktivierte die Zeichnung und riss das Papier von oben nach unten an der Faltung in einem schnellen Rutsch auseinander.

In gespenstischer Stille passierte ein paar Sekunden nichts, dann erst fielen die zwei Flaschenhälften in den Sand. Eine splitterte in mehrere Teile. Vielleicht war sie schon mikroskopisch angerissen gewesen, das konnte Charlotte nicht sagen. Aber die andere Hälfte war genau das, was sie benötigte. Zufrieden sprang Charlotte auf und lief zurück.

Auf einem Haufen lagen mittlerweile unzählige Äste. Immer wieder pendelten die Gestrandeten zur Vegetation und brachten weitere. Auch Colin, Thomas und Charlotte halfen, nachdem sie ihre speziellen Aufgaben erledigt hatten. Schließlich meinte Colin: „Das sollte für die Nacht reichen.“

Charlotte nahm ihren Block wieder heraus und riss ein halbes Blatt ab, das sie Colin reichte. Dieser schichtete ein paar dünne Äste in die Feuerstelle und zündete das Papierstück an. Er hielt es an das Holz, das nach ein paar Sekunden endlich zu brennen begann. Nach und nach wurden mehr und größere Äste in das kleine Feuer gelegt, und schon bald prasselte es warm und hell.

„Für die Nacht sollten wir Wachen einteilen“, schlug Colin vor.

„Ist das wirklich nötig?“, kam es von Nina zweifelnd zurück. Sie schaute zu Charlotte, um sich Unterstützung zu holen, doch ihre Zimmergenossin nickte als Antwort. Auch sie war der Ansicht, dass es besser sei, in der ersten Nacht Vorsicht walten zu lassen, bis man die Insel und ihre Fauna besser kannte.

Rasch waren die Teams eingeteilt, die jeweils für zwei Stunden das Feuer hüten und am Leben erhalten sollten, dann suchte sich jeder einen Schlafplatz zwischen den Steinen auf dem Strand. Unter die großen, strandnahen Bäume am Rand zu dem unbekannten Inselinnern wollte nun in der Dunkelheit niemand.

Als Charlotte am nächsten Morgen erwachte, hatte die Dämmerung gerade

eingesetzt. Den Sonnenaufgang konnte sie hier am Strand, der eher nach Westen ausgerichtet war, nicht sehen. Nach der Anstrengung vom Vortag fühlte sie sich verspannt und verschwitzt. Sie nahm ihr Duschgel, schlüpfte aus den Kleidern und lief ins Meer, um sich zu waschen. Anschließend schwamm sie zügig ein Stück hinaus und genoss die Kühle des Wassers. Nach und nach lösten sich die Verspannungen, und schließlich fühlte sie sich erfrischt und wach. Der Himmel hellte sich rasch auf, und sie konnte in der Ferne ein paar Trümmerteile der CALIPSO erkennen.

Ob wir dort noch etwas Brauchbares finden können? Die Explosion wird nicht alles pulverisiert haben.

Charlotte beschloss, nachher einmal mit dem Boot hinauszufahren und sich umzusehen.

Dann drehte sie um und schwamm langsam auf dem Rücken Richtung Strand zurück. Aus den Augenwinkeln sah sie eine Bewegung und wechselte zum Bruststil. Eine Gestalt näherte sich Charlottes Schlafplatz. Tabitha!

Die Frau wandte ihr den Rücken zu, ging in die Hocke und schien, ihren Armbewegungen nach zu urteilen, etwas zu suchen. Charlotte erhöhte das Tempo. „Tabitha!“, rief sie laut. „Was tust du da?“

Die Angesprochene drehte den Kopf, machte aber nicht den Eindruck, sich ertappt zu fühlen. Sie schwenkte etwas in der Hand. „Ich habe mir nur ein Stück Papier genommen. Das Feuer droht auszugehen. Der Wind ist zu stark.“

Charlottes Körper versteifte im Wasser. Adrenalin peitschte durch die Adern.

Nein!, hallte es in ihren Gedanken. Nicht die anderen Signalzeichnungen!

Sie legte noch mehr Kraft in die Arm- und Beinbewegungen und pflügte kraulend regelrecht durch das Wasser. Keuchend kam sie wenig später im seichten Wasser an und rannte die letzten Meter.

„Nein, Tabitha!“, schrie sie laut und stolperte. Die Knie platschten ins Wasser, und Charlotte stieß sich mit den Händen vom Boden ab. Wertvolle Sekunden verrannen.

Tabitha aber hatte sich bereits abgewendet und war auf dem Weg zurück zur Feuerstelle. Sie reagierte nicht auf den Ruf.

Charlotte rannte der Frau hinterher. Dass sie nackt war, spielte im Moment keine Rolle. Es galt, ein Riesenunglück zu verhindern. Der ganze Plan stand vor dem Scheitern! „Warte! Ich brauche die Zeichnung!“, rief sie, obwohl sie nicht wusste, ob Tabitha überhaupt ein benutztes Blatt herausgerissen hatte. Aber für eine Überprüfung des Blocks war keine Zeit.

Tabitha blieb stehen. Ihr Gesicht zeigte ein wenig Unverständnis. „Was meinst du?“

Endlich hatte Charlotte sie eingeholt und riss ihr das Blatt aus der Hand. Sie wendete es - und atmete erleichtert auf! Es war unbeschriftet! Ein Stein fiel ihr vom Herzen, und der Puls begann, sich zu beruhigen.

„Mach das bitte nicht noch einmal“, sagte Charlotte eindringlich und bemühte sich, nicht allzu verärgert zu klingen. Tabitha hatte schließlich nicht gewusst, was auf dem Spiel stand. „Ich teile gerne. Aber meine Zeichenutensilien sind mir sehr wichtig. Es hängen Erinnerungen daran“, schob sie eine spontane Erklärung nach. „Frage mich das nächste Mal bitte. Einverstanden?“

„Schon gut“, gab Tabitha zurück. Es klang schnippisch. Ihr war anzusehen, dass sie die ganze Aufregung um ein Stück Papier nicht verstand. „Deine komischen Bleistiftskizzen interessieren mich nicht, was immer sie auch darstellen.“ Ohne weitere Worte und ohne auf eine Erwiderung von Charlotte zu warten, stapfte sie zur Feuerstelle zurück.

Charlotte lief zu ihrem Schlafplatz, trocknete sich ab, schlüpfte in Jeans und Pullover und schob Block und Stift in die Hosentasche. Sie nahm sich vor, von nun an beides immer bei sich zu tragen, egal wo sie hinging. Dann lief sie zur Feuerstelle, wo bereits ein paar der anderen saßen und ein kleines Frühstück zu sich nahmen.

„Trink nicht so viel!“, raunzte Thomas Henri an, der die dritte Flasche Mineralwasser aufmachen wollte. „Es ist deine eigene Schuld, wenn du soviel säufst, dass du am nächsten Tag einen Kater hast.“

Henri grinste schief und hielt sich den Kopf. „Ich wusste doch nicht, dass wir die Yacht aufgeben müssen.“

Charlotte öffnete den Notfallkit und entnahm ihm eine Schmerztablette. Sie gab Henri eine Hälfte. „Es wird ein wenig helfen. Wir sollten die Tabletten aber nicht jetzt schon restlos aufbrauchen. Tut mir leid.“

„Trotzdem danke“, sagte Henri und schluckte die halbe Pille trocken. Dann ließ er sich rücklings in den Sand fallen und schloss die Augen.

„Ich will mir das Wrack anschauen. Kommt jemand mit hinaus?“, fragte Charlotte und trank ebenfalls einen Schluck Wasser. Dann öffnete sie eine der kleinen Saftflaschen und leerte sie in einem Zug.

„Später“, ertönte eine Stimme, und alle drehten die Köpfe. Colin trat zu ihnen. „Wir sollten uns zuerst um Wasser kümmern. Getränke werden wir in dem Trümmerfeld nicht mehr finden. Die Flaschen sind entweder zerrissen worden oder auf den Meeresgrund gesunken.“

Er setzte sich neben Charlotte. „Wie hast du dir die Destillation vorgestellt?“

Charlotte aß die letzten Erdnüsse aus der Snackpackung und nahm eine intakte, aber mittlerweile leere Glasflasche. Sie lief zum Meer und füllte sie halb mit Salzwasser. Mit dem Boden der Glasflasche schob sie die brennenden Äste

in der Feuerstelle auseinander und stellte das Gefäß hinein. Die halbierte Flasche, die sie am Vorabend ersägt hatte, hob sie vom Strand auf und hielt sie leicht schräg über die Öffnung der stehenden Flasche, in welcher das Wasser bereits begann, Blasen zu werfen. Unter das tiefer liegende Ende der schiefen Ebene hielt sie ihre Saftflasche.

„Der Dampf trifft auf das Glas, kondensiert, läuft die Wandung hinunter und tropft dann vom Flaschenhals hinab.“

„Wieviel können wir auf diese Weise gewinnen?“, fragte Thomas, der die ihm bis vor ein paar Tagen völlig unbekannte junge Frau mit unverhohlener Bewunderung anschaute.

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Charlotte achselzuckend. „Wir können auch große Kuhlen in den Strand graben und diese mit Wasser füllen. Wenn wir Planen hätten, könnten wir diese schräg darüberspannen und ebenfalls am tiefsten Punkt das abtropfende Wasser auffangen. Das würde bestimmt mehr bringen - und vor allem ohne unser Zutun passieren.“

„Trotzdem“, sagte Colin überzeugt, „das ist weit besser als nichts. Und vielleicht finden wir nachher große Blätter, die wir als Plane verwenden können.“

Henri erhob sich ächzend. Er hielt sich den Magen. Mit schleppendem Schritt ging er langsam zur Vegetationsgrenze hinüber, wo er kurz darauf im Dickicht verschwand.

„Wir sollten die Aufgaben verteilen“, schlug Thomas vor. „Wer stellt Wasser her? Wer erkundet die Insel?“

„Daniel und Kelly können hierbleiben und das mit dem Wasser übernehmen“, bestimmte Colin. Man sah ihm an, dass er den beiden nicht sonderlich viel zutraute.

Die Angesprochenen nickten. „Machen wir“, sagte Daniel. Er hielt seine Freundin im Arm und strich ihr immer wieder beruhigend über das Haar.

„Wir bilden Zweier- und Dreierteams und erkunden die...“, begann Colin, wurde aber jäh unterbrochen.

Ein markerschütternder Schrei kam aus dem Dickicht. Alle Köpfe fuhren herum.

„Was war das?“, flüsterte Nina.

„Es klang wie jemand, der Todesangst hat“, rief Charlotte und sprang auf. „Das kann nur Henri sein. Los, wir müssen nachschauen!“

Charlotte, Colin, Thomas und Geneviève rannten los. Charlotte hatte gesehen, an welcher Stelle Henri ins Dickicht verschwunden war, und so lief sie voran. Schützend hielt sie einen Arm vor die Augen und bog die Zweige zur Seite. Nach ein paar Metern lockerte die Vegetation aber auf, und sie kamen einfacher voran. Palmen ragten in die Höhe. Der Boden war sandig, doch darunter schimmerte

dunkle Erde.

„Henri!“, riefen die vier abwechselnd immer wieder, doch der Mann antwortete nicht.

Als sie um einen dicken Baum herumgegangen waren, stoppte Charlotte abrupt. Sie deutete auf den in diesem Bereich leicht feuchten Boden vor sich. Wahrscheinlich hatte es am gestrigen Tag, bevor die Gruppe hier gelandet war, noch geregnet. Doch was Charlotte so überrascht hatte, war etwas anderes.

„Schleifspuren“, sagte Colin und ging vorsichtig daran vorbei.

Zwei fast gerade Schleifspuren, die mehr oder weniger parallel zueinander in einem Abstand von einem halben Meter verliefen. Und dazwischen gab es - Fußspuren! Spuren nackter Füße, denn die Zehenabdrücke im Waldboden waren deutlich zu sehen und zeigten zu den vier Gestrandeten.

„Heißt das...“, kam es tonlos von Geneviève.

Thomas nickte. Seine Stimme war kratzig, als er antwortete: „Ja, hier hat irgendwer etwas weggeschleppt.“

„Nicht etwas“, präzisierte Charlotte, „sondern jemanden. Ein... Mensch ging rückwärts und schleifte Henri weg, dessen Fersen über den Boden schabten. Hier ist noch jemand. Die Insel ist bewohnt.“

„Jemand, der uns feindlich gesinnt ist“, flüsterte Geneviève angsterfüllt.

Langsam und sich immer wieder nach allen Seiten umblickend, gingen die vier weiter in das Inselinnere hinein und folgten den Spuren. Aber als sie zweimal abgebogen waren, hörten diese plötzlich abrupt vor einem Gebüsch auf.

Charlotte wollte sich hindurchzwängen, aber nach zwei Metern gab sie auf und kehrte um. „Da ist niemand durchgegangen.“

„Hier ist der Boden etwas festgetrampelt“, meinte Colin und deutete auf einen laubfreien Bereich direkt neben dem Ende der Schleifspuren. Was das bedeutete, wusste aber niemand, wie die ratlosen Gesichter zeigten.

Rufe nach Henri brachten weiterhin keinen Erfolg, und so lief die Gruppe zurück zu ihrem Camp und erzählte den anderen von der Entdeckung. Erschrecken breitete sich auf den Gesichtern aus.

„Vielleicht greift uns gleich jemand an?“, flüsterte Nina und blickte mit angstgeweiteten Augen zum Dickicht. „Vielleicht starrt uns gerade jetzt jemand an und wartet auf einen günstigen Augenblick?“

„Warum hat jemand Henri weggeschleppt?“, fragte Geneviève.

Eine Entführung?, ging es Charlotte durch den Kopf. Hat das etwas mit Phils Theorie zu tun? Neun Leute auf einmal entführen und unter Kontrolle bringen, ist

schwierig. Also geht man einzeln vor? Aber barfuß?

„Ich hab's geahnt“, kreischte Tabitha, die wieder kreidebleich geworden war. Ihre Ruhe vom Morgen war Panik gewichen. „Ein Glück nur, dass ich bereits Hilfe gerufen habe.“

Colin drehte sich blitzschnell um. „Was meinst du damit?“, fragte er lauernd. Seine Augen hatten sich zu schmalen Schlitzern verzogen.

Tabitha lachte schrill. „Ich habe den Peilsender aktiviert, als ihr weg wart. Nicht mehr lange, und man kommt uns abholen.“ Triumphierend deutete sie auf eine Gruppe größerer Steine.

Colin lief sofort hinüber, räumte die aufgeschichteten Brocken zur Seite und fand den Sender auf dem Grund eines kleinen Loches. Er zog ihn heraus und stellte ihn auf die Steingruppe. Langsam kam er zurück. Mit mühsam unterdrückter Wut griff er nach Tabithas Arm. „Wir hatten entschieden, auf einen günstigen Ort zu warten. Und du stellst ihn in ein Loch unter Steinen. Bist du völlig bescheu...“

Er hatte das letzte Wort noch nicht ganz ausgesprochen, als Thomas ihm ohne Warnung einen wuchtigen Schlag ins Gesicht versetzte. Colin schrie auf und stürzte zur Seite. Thomas sprang auf ihn. Eine wilde Schlägerei setzte ein. Tabitha schien das rationale Denken im Moment vergessen zu haben, denn sie stand schief grinsend da und hatte nach wie vor einen triumphierenden Gesichtsausdruck.

Die anderen gingen ein paar Schritte zurück. Auch Charlotte sah keinen Grund zum Eingreifen. Es war schließlich nicht ihre Aufgabe, Aggressionen zu dämpfen.

Vielleicht, dachte sie, ist es auch ganz gut, wenn die beiden sich einmal austoben.

Während sich Colin und Thomas unter lautem Stöhnen, Ächzen und Schreien am Boden wälzten und aufeinander einschlugen, ging Charlotte zur Vegetationslinie. Sie hielt das Messer aus dem Survivalpack in der Hand. Alle Sinne waren gespannt, als sie begann, nach etwas zu suchen, das sich als Waffe verwenden ließ. Sie fand eine Reihe dicker, harter Äste, die sie mitnahm, als sie zur Feuerstelle zurückkehrte. Daniel und Kelly hatten bereits ein wenig Wasser destilliert.

„Hier“, sagte Charlotte und reichte ihnen zwei der Knüppel. „Passt gut auf und lasst das Hinterland nicht aus den Augen. Falls ihr in Gefahr zu geraten droht, fahrt mit dem Ruderboot hinaus aufs Meer. Dort seid ihr sicher.“

Eine Stunde später waren zwei Dreierteams unterwegs. Colin, Nina und Geneviève hatten sich nach Nordosten gewandt und würden primär das Innere der Insel erkunden. Sie hatten den Kompass mitgenommen.

Charlotte kämpfte sich mit ihren Begleitern am Südrand der Insel entlang durch die Pflanzen. Es lebte offensichtlich jemand hier. Und vielleicht besaß dieser jemand ein Motorboot, mit dem sie fliehen konnten.

Charlotte, Thomas und Tabitha versuchten, nach Möglichkeit in Sichtweite des Meeres zu bleiben, um sich besser orientieren und den Rückweg schneller finden zu können. Die drei sprachen zu Beginn des Marsches nur wenig. Angespannt horchten sie auf jedes Geräusch, achteten auf jede Bewegung in den Büschen.

Warum zeigt sich niemand?, fragte sich Charlotte. Wer immer Henri am Camp gefangengenommen hat, hat uns doch sicherlich beobachtet. Sind drei Personen immer noch zu viele? Trauen sich die - ja, wer? - nur an Einzelpersonen heran?

Thomas hatte mit seinen Verletzungen zu kämpfen. Sein Gesicht sah aus wie durch den Fleischwolf gedreht. Schürfwunden, kleinere Risse und ein sich schon ausbildendes blaues Auge waren nur die auffälligsten Folgen seiner Prügelei. Auch hielt er sich immer wieder die linke Schulter. Er hatte offensichtlich Schmerzen, aber abgelehnt, etwas dagegen zu nehmen. Auch humpelte er leicht. Tabitha stützte ihn ein wenig. Sie hatte sich wieder beruhigt, ihren Entschluss, den Sender eigenmächtig zu aktivieren aber vehement verteidigt.

Charlotte schob einige Zweige beiseite und blickte auf das Meer hinunter. Sie standen auf einer kleinen Anhöhe, die aber nicht mehr als zehn Meter maß. Es war später Vormittag, und die relativ kühle Luft, die vom Ozean herüberwehte, erfrischte angenehm. Charlotte strich sich die schweißnassen Haare aus dem Gesicht. Sie nahm die Wasserflasche, die im Bund der Jeans steckte, trank einen großen Schluck und reichte sie herum.

Dann kletterte sie zum Strand hinunter, schulterte den kleinen Rucksack ab, und nahm den Sextanten heraus. Sie hielt das schmale Fernrohr vor das linke Auge und visierte den Horizont an. Mit der rechten Hand drehte sie langsam an dem kleinen Rädchen an der Seite. Der Außenspiegel veränderte seine Stellung, und plötzlich sah Charlotte die Sonne in ihrem Gesichtsfeld im Fernrohr. Das abgedunkelte Glas machte die Grelle erträglich. Charlotte drehte das Rädchen ein winziges Stück weiter, und schließlich setzte die gespiegelte Sonne direkt auf dem Horizont auf. Sie nahm den Sextanten vom Auge, schaute auf die Drehskala und notierte den Wert. Behände kletterte sie wieder hinauf zu den anderen.

„Hast du jetzt unsere Position bestimmt?“, fragte Tabitha, die ihr von der Anhöhe aus interessiert zugeschaut hatte.

„Nein. Ich brauche den Sonnenhöchststand. Aber der Winkel nimmt noch in großen Sprüngen zu. Ich denke, es wird noch ein wenig dauern.“

„Und was willst du mit dem Sonnenhöchststand anfangen?“

„Ich kenne ja dann die Uhrzeit, zu der das stattfindet, und diese ist indikativ für den Längengrad“, antwortete Charlotte. „Lasst uns noch ein Stück weitergehen und dann rasten. Wenn die Sonne am Sinken ist, gehen wir dann wieder weiter. Okay?“

Thomas und Tabitha hatten keine Einwände. Die drei marschierten schweigend weiter. Sie sahen oder hörten nichts Auffälliges. Weder gab es weitere Spuren von Inselbewohnern, noch fanden sie etwas, das künstlichen Ursprungs zu sein schien. Die Insel war völlig naturbelassen.

Schließlich rasteten sie. Thomas und Tabitha blieben im Schatten an der Grenze zwischen Vegetation und Strand. Charlotte lief zur Wasserlinie und maß erneut den Winkel zur Sonne. Geduldig wiederholte sie die Prozedur, bis die Sonne begann, sich zu senken.

Der Höchststand war erreicht worden.

Charlotte blickte auf ihre Aufzeichnungen, auf denen sie Winkel und die Uhrzeit ihrer Armbanduhr notiert hatte. Letztere war nur nötig, um die Zeitabstände der Messungen zu kontrollieren. Als fast 20 Minuten seit dem Höchststand vergangen waren, nahm sie ihren Block hervor, drehte sich ein wenig, sodass sie den Rücken zu Thomas und Tabitha wandte, und blätterte zur angefertigten Zeichnung mit dem Kürzel HI. Diese zeigte ein ähnliches Bild wie die DA-Zeichnung. Zwar waren die vier Fäden, welche die Kugel hielten, in anderen Winkeln angeordnet, und die Kugel schwamm auch nicht im absoluten Zentrum der Schale. Aber das störte Charlottes Vorhaben nicht.

Charlotte ging in die Hocke, legte die Zeichnung auf ihre Jeans, signierte sie und schlug mehrfach kurz hintereinander auf die Kugel. Gleichzeitig drehte sie den Kopf ein wenig zur Seite, sodass das Blut aus ihrer Nase ins Meer tropfte.

Gut, dachte sie zufrieden. Damit hat Phil nun zwei Signale: Sonnenuntergang und Sonnenhöchststand. Fehlt noch eines. Außerdem weiß er, da nur das HI-Signal gekommen ist, dass ich noch am selben Ort bin wie gestern.

Sie ging zurück zu ihren Begleitern. „Unser Wasser wird knapp“, sagte sie leise zu Tabitha. Thomas war eingeschlafen, und die Frau hielt seinen Kopf in ihrem Schoß.

„Da hinten sind ein paar Kokospalmen. Ich schaue mal, ob sie Früchte tragen. Ich bin in ein paar Minuten zurück, dann können wir weiter.“

Tabitha nickte nur, und Charlotte entfernte sich etwa zwanzig Meter. Kerzengerade ragten die fünf Palmen, die in einer kleinen Gruppe eng beieinander standen, weit empor. Es waren ausgewachsene, ältere Pflanzen.

Der Baumschopf war bestimmt mehr als zehn Meter über dem Sand. Und entsprechend hoch hingen auch die Früchte.

Keine Chance, sie irgendwie mit Messer, Steinwürfen oder Stangen herunterzubekommen, schätzte Charlotte.

Wieder blickte sie nach oben auf ein Büschel von fünf Kokosnüssen, die nahe am Stamm entsprangen. Dann schätzte sie den Auftreffpunkt ab, wenn diese nach unten fielen, und räumte die dortigen Steine weg. Anschließend häufte sie einen kleinen Sandberg auf.

Erneut zog sie ihren Block hervor und zeichnete zwei der grünlich-gelben Früchte. Sie aktivierte das Bild und drückte mit dem Fingernagel den Stängel durch. Sofort fielen die beiden Kokosnüsse herab und landeten weich in dem aufgeschichteten Sand. Noch drei weitere Nüsse erntete sie auf diese Weise. Sie zog den Saum ihres Pullis nach vorne vom Bauch weg, um eine Art Tragetasche zu bilden, legte die Früchte hinein und ging zurück zu ihren Begleitern.

Thomas war unterdessen aufgewacht, und die drei begannen, alle Nüsse zu öffnen. Sie zogen die grüne äußere Haut ab und entfernten danach das Kokosfasergewirr, bis schließlich die eigentliche, braune Steinfrucht zum Vorschein kam. Mit dem Messer schnitt Charlotte zwei Früchte an. Es dauerte ein wenig, da die Schale sehr hart und das Messer nicht mit der Schärfe einer Machete zu vergleichen war. Reihum tranken sie das Kokoswasser. Charlotte schätzte die Gesamtmenge auf etwa einen Liter.

Dann packte jeder eine Nuss in sein Gepäck, und sie setzten den Marsch fort.

„Hört ihr das auch?“, fragte Thomas plötzlich.

Die kleine Gruppe blieb stehen. Die Frauen schüttelten den Kopf. Sie nahmen nichts wahr.

„Ich glaube, das ist ein... Wasserfall!“, jubelte Thomas laut.

„Bist du sicher?“, vergewisserte sich Tabitha.

„Ich glaube schon. Kommt! Hier entlang!“

Thomas wandte sich nach links, tiefer ins Inselinnere hinein. Bald war das Meer nicht mehr zu sehen. Aber die Sonne blitzte ab und an durch das dichte Blätterdach, sodass sie sich daran orientieren konnten. Nach einigen Minuten vermeinte auch Charlotte, ein leises Plätschern zu hören.

Wieder bog Thomas einen Zweig nach oben. Er bückte sich, um darunter hindurchzugehen. Tabitha folgte ihm, doch sie prallte auf seinen Rücken. Thomas war stehengeblieben.

„Was ist?“, fragte Tabitha. „Ist der Anblick so schön?“

Doch Thomas antwortete nicht.

Tabitha schob ihn sanft nach vorne, und der Mann ging weiter. Auch die beiden Frauen krochen aus dem Dickicht. Die drei standen auf einer kleinen Lichtung. Saftiges Gras bedeckte den Boden, die Sonne schien strahlend hell vom Himmel. Es war ein idyllischer Platz.

Eigentlich.

Thomas deutete nach vorne. Tabithas Blick folgte seinem Finger. Dann schrie sie panisch auf! Sie riss sich die Hand vor den Mund und wandte sofort den Kopf ab. Charlotte sah, was ihre beiden Begleiter so bis ins Mark erschreckt hatte. Auch sie wurde weiß im Gesicht. Ihr wurde übel, und sie atmete flach. Der Gestank, der in diesem Moment herüberwehte, war bestialisch, und ließ sie würgen.

An einem Ast in drei Metern Höhe hing ein Körper - ein menschlicher Körper - an einer Schlinge. Es sah aus, als habe man hier jemanden gehängt.

„Ist das... Henri?“, kam es stockend von Tabitha. Sie sprach sehr leise.

„Nein“, erwiderte Charlotte sofort und musste mehrmals schlucken, um einen freien Hals zu bekommen. „Diese Leiche hängt hier schon länger.“

Kleidung hing in Fetzen herab. Die Person musste einmal ein Hemd oder eine Bluse getragen haben sowie eine kurze Hose. Ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelte, war aus der Entfernung nicht mehr auszumachen. Die Verwesung hatte bei diesen Temperaturen bereits eingesetzt. Rohes Fleisch und Maden...

Auch Charlotte wandte nun den Kopf ab. Der Anblick war gar zu ekelerregend.

„Kommt!“, sagte sie und schob die wie versteinert dastehenden Thomas und Tabitha in großem Abstand an der Leiche vorbei weiter in Richtung Plätschern. Während Charlotte vermied, den Toten noch einmal anzuschauen, konnte Thomas seinen Blick nicht davon lösen.

„Was geht hier vor?“, fragte er. „Wer entführt Henri? Wer hat hier jemanden aufgehängt? Droht uns allen dieses Schicksal? Und hat derjenige noch gelebt, als...“

„Sei still!“, schrie Tabitha und schlug auf Thomas' Oberarm. Ihre Hilflosigkeit suchte ein Ventil, und der Mann ließ es kommentarlos zu.

„Kommt weg hier!“, wiederholte Charlotte und steuerte einen kleinen, aber gut sichtbaren Durchgang auf der anderen Seite der Lichtung an. Wenig später waren die drei Gestrandeten wieder im dunkleren Pflanzengewirr verschwunden.

Ein schrecklicher Verdacht keimte in Charlotte auf. Nur Beverly Cunningham war zu ihrer Familie zurückgekehrt, sonst niemand. Befanden sich alle anderen Entführten hier auf dieser Insel und... hingen tot an Bäumen? Falls ja, dann

warteten hier Gefahren, an die Phil oder sie bei Aufstellen des Planes nicht im Entferntesten gedacht hatten.

Noch einmal musste Charlotte würgen. Sie schüttelte diese Horrorvorstellung ab und beschleunigte ihren Schritt. Sie wollte diesen Ort des Grauens so schnell als möglich hinter sich lassen. Sie folgte dem Geräusch, das Thomas zuerst gehört hatte. Die Richtung war nun problemlos auszumachen.

Nach ein paar Minuten Marsch krochen sie wieder durch besonders dichtes Holz und standen schließlich direkt vor einem kleinen Wasserfall. Aus gerade einmal drei Metern Höhe stürzte Wasser in einen Bach hinab.

Aber es musste Süßwasser sein! Ihr Hauptproblem war damit gelöst.

„Füllt eure Flaschen auf!“, ordnete Charlotte an. Sie hielt ihre Glasflasche in den klaren Bach, der hier kaum tiefer als einen halben Meter war. Charlotte spülte die Flasche gut aus, bevor sie sie bis zum Rand füllte. Dann trank sie diese langsam aus und füllte sie erneut.

„Wie lange...“, fragte Thomas. Seine Augen blickten schreckgeweitet zu Charlotte.

Diese hob die Achseln. „Schwer zu sagen. Zwei, drei Wochen vielleicht.“

Sie war keine Pathologin. Vielleicht konnte man am Hals oder am Abdruck oder der Eindringtiefe des Stricks in das noch vorhandene Fleisch etwas feststellen. Oder über die Larven, die sicherlich...

Wichtiger war jedoch die Identität des Toten. Doch Charlotte verspürte keinerlei Verlangen, diesbezüglich irgendwelche Untersuchungen anzustellen, die Kleidungsfetzen zu durchsuchen oder Proben zu sichern.

„Wir sollten zurück zum Camp gehen“, ließ sich Thomas vernehmen.

Charlotte stimmte zu. Es war schon Nachmittag, und sie hatten noch ein paar Stunden Fußmarschs vor sich. Nüchtern betrachtet, hatte sich die Erkundung gelohnt: Sie wussten, wo es Kokosnüsse gab, und sie hatten einen Bach gefunden. Die Flüssigkeitsproblematik war damit gelöst. Ein wenig Nahrung besaßen sie noch. Aber darum konnten sie sich am Folgetag kümmern. Dennoch ging niemandem die grausige Entdeckung aus dem Kopf, und Charlotte fragte sich, was Colins Gruppe gefunden haben mochte.

Waren sie vielleicht auf Bewohner gestoßen? Und falls ja, waren diese ihnen feindselig gegenübergetreten? Hatten sie ebenfalls einen so schrecklichen Fund gemacht wie die Leiche am Baum? Aber womöglich kamen von dieser Seite gute Nachrichten, und sie hatten Henri gefunden - gesund und munter.

Doch irgendwie bezweifelte Charlotte eine solch positive Wendung.

„Schaut mal! Wie schön!“, rief Tabitha bemüht fröhlich und deutete auf einen kleinen Blumentepich, der in ein paar Metern Entfernung im Schatten nicht weit

vom Wasserfall wuchs.

Thomas' und Charlottes Blicke trafen sich für einen Moment. Beiden war klar, dass Tabitha versuchte, sich selbst abzulenken, um nicht mehr an die Leiche denken zu müssen.

Mit großen Schritten ging Tabitha auf den Blument Teppich zu.

Sie setzte einen Fuß hinein...

...und einen Sekundenbruchteil später entfuhr ihr ein kleiner Schrei der Überraschung. Charlotte sah, wie Tabithas Fuß im Nichts verschwand - und dann stürzte die Frau kopfüber nach vorne. Sie verschwand regelrecht im Erdboden.

Und der Schrei, der nun folgte, hatte nur mehr wenig mit Überraschung zu tun. Es war pure Agonie. Tabitha schrie wie ein waidwundes Tier, das kurz vor dem Verenden stand.

Thomas und Charlotte rannten hinüber und blickten panikerfüllt in ein etwa drei Meter tiefes Loch. Das Blumenbeet war eine Falle gewesen. Fingerdicke Äste, eng nebeneinandergelegt, hatten eine dünne Schicht Erde, Laub und Blumen getragen. Das alles lag nun am Grund des Lochs verstreut. Charlotte registrierte die Umgebung nur am Rande. Auch die Frage, wer eine solche Falle konstruiert hatte und aus welchem Grund, spielte aktuell keine Rolle, denn der nächste Schock erwartete sie.

Ungeordnet ragten acht Holzpflöcke einen Meter aus dem Grund des Lochs empor. Ihre Enden waren angespitzt.

Bäuchlings hing Tabitha über einem der Pflöcke und schrie weiterhin. Es klang nicht mehr menschlich. Aber ihre Kraft schien zu erlahmen. Sie drehte den Kopf und blickte ihre Begleiter flehentlich an. Charlotte sah erst jetzt, dass die Holzspitze in Tabithas Bauch eingedrungen war. Tabithas Lippen öffneten sich, doch sie brachte nur ein Röcheln zustande.

„Still!“, befahl Charlotte sofort. „Spare deine Kraft!“

„Wir müssen sie da rausholen“, schrie Thomas mit verzerrtem Gesicht und wollte sich am Rand der Grube hinabgleiten lassen.

Charlotte hielt ihn am Arm zurück. „Warte!“, flüsterte sie und nahm den Notfallkit aus ihrem Rucksack. „Wenn wir sie vom Pflock hochheben, wird sie verbluten. So schnell können wir die Wunde nicht verschließen.“

Thomas starrte sie aus weit aufgerissenen Augen entgeistert an. „Wir können sie doch nicht einfach da unten krepieren lassen!“

„Tun wir auch nicht“, besänftigte Charlotte mit betont ruhiger Stimme. Sie öffnete den Kit und entnahm ihm eine medizinische, dünne und gekrümmte Nadel, wie man sie auch in Krankenhäusern verwendete. Ebenso zog sie ein

halbes Dutzend fingerlanger und steril eingepackter Fäden hervor. Dann erklärte sie Thomas, was sie vorhatte.

Der Mann nickte mehrmals. Er hatte widerspruchslos Charlottes Führungsrolle akzeptiert.

Die beiden ließen sich am Rand der Grube auf den Boden hinab. Thomas griff sofort nach Tabitha, redete beruhigend auf sie ein und stützte sie mit einem Arm um die Brust, den anderen um die Oberschenkel. Er verhinderte, dass sich das tödlich spitze Ende des Pfahls noch tiefer in ihr Gewebe schob. Es war ohnehin ein Wunder, dass der Pflock sie nicht komplett durchstoßen hatte. Die Fußspuren legten die Vermutung nahe, dass Tabitha zuerst mit den Füßen auf dem Boden der Grube gelandet war und erst dann nach vorne auf den Holzpfehl gefallen war.

Charlotte mochte gar nicht daran denken, wie es ausgegangen wäre, wäre Tabitha die drei Meter hinab direkt auf die spitzen Enden gestürzt.

Sie kniete sich unter die Frau und gab das Kommando.

Langsam zog Thomas die stark Verletzte ein paar Millimeter nach oben. Tabitha schrie animalisch vor Schmerzen, doch darauf konnte Charlotte keine Rücksicht nehmen. Als das Blut begann, immer stärker aus der Bauchwunde zu tropfen, gab sie die nächste Anweisung: „Nach links.“

Thomas bewegte Tabithas Oberkörper ein winziges Stückchen zur Seite, bis Charlotte ein „Ja, stopp!“ rief. Der Pflock dichtete nun eine Seite der Wunde ab.

Charlotte nahm ein alkoholgetränktes Tuch und wischte die Hautoberfläche ab. Das Brennen des Desinfektionsmittels auf offener Wunde vergrößerte Tabithas Pein noch weiter.

Charlotte säuberte ihre Hände notdürftig. „Halt sie nun so still, wie es nur geht!“ Sie presste die Wundränder zusammen, bis sie sich nach oben schoben. Dann setzte sie die Nadel an, stieß und drehte sie durch das aneinandergedrückte Gewebe hindurch, zog den Faden fast komplett nach und machte einen Knoten zur Fixierung. Dicht daneben setzte sie den nächsten Stich, den sie schrägauf die andere Seite führte. Es war eine rohe Naht, nur darauf ausgelegt, ein Verbluten zu verhindern.

Tabitha versuchte, sich in Thomas' Armen zu winden, ihren Körper von der Quelle der Qual wegzuziehen, doch ihre Bemühungen wurden immer kraftloser. Ihre Schreie gingen mehr und mehr in ein leises Wimmern über. Charlotte vermutete, dass der Schock gleich zuschlagen würde. Sie hoffte es sehr, denn eine Ohnmacht war das Beste, das Tabitha in ihrer Notlage passieren konnte.

„Gib ihr was gegen die Schmerzen!“, schrie Thomas. „Siehst du nicht, dass sie es nicht mehr lange aushält?“

„Ich habe nichts dergleichen dabei. Sprich weiter mit ihr, mach Pläne für die

Zukunft, lenke sie ab! Es ist gleich vorbei. - Ein Stück höher!“, gab sie erneut das Kommando, und Thomas hob den Körper der Frau ein winziges Stück an. Der Pflock mit seiner kegelförmigen Spitze wurde ein paar Millimeter weiter aus der Wunde gezogen. Und wieder begann Blut zu fließen. Charlotte desinfizierte erneut, nahm einen zweiten Faden und setzte eine weitere Naht. Dann griff endlich die Bewusstlosigkeit nach Tabitha, und für einen Moment fühlte es sich für Charlotte an, als herrschte hier völlige Stille. Dann erst drangen die normalen Waldgeräusche in ihr Bewusstsein.

Konzentriert arbeiteten sie weiter, und nach sechs Nähten hatte Thomas die ohnmächtige Frau komplett vom Pfahl heruntergenommen. Er hielt Tabitha in den Armen, während Charlotte noch einmal die komplette Wunde reinigte.

Mit dem Pulloverärmel wischte sie sich den Schweiß von der Stirn, verscheuchte endlich ein paar Mücken, die sie seit Längerem attackierten, stellte sich mit dem Rücken an die Grubenwand und verschränkte die Hände ineinander. Thomas ließ die verletzte Frau vorsichtig zu Boden gleiten, bevor er Charlottes Tritthilfe nutzte. Er schwang sich hoch, stieg auf ihre Schultern und war Sekunden später aus der Grube gesprungen. Sofort legte er sich bäuchlings auf den Boden und robbte an den Rand. Ein Teil des Oberkörpers hing in die Grube hinab, und er streckte seine Arme aus. Charlotte griff der weiterhin bewusstlosen Tabitha unter die Achseln und wuchtete sie hoch. Mit einer Hand hielt Charlotte die Frau an der Hüfte umklammert und an sich gepresst, mit der anderen hob sie Tabithas rechten Arm in die Höhe. Thomas griff danach, und nun konnte Charlotte ihm auch den linken Arm der Bewusstlosen reichen.

Thomas robbte langsam zurück, kniete sich schließlich hin und zog mit aller Kraft die Frau nach oben. Charlotte unterstützte durch Schieben, sodass Tabithas Sehnen nicht das komplette Körpergewicht tragen mussten. Schließlich konnte Thomas die Frau vollständig aus der Grube herausziehen. Er legte sie auf den Rücken und half sofort Charlotte hinauf. Diese sprang nach oben, griff nach Thomas' Händen, rammte einen Fuß in das Erdreich der Grubenwand und kam mit Schwung in einem Anlauf hinauf.

Sie untersuchte Tabithas Wunde und atmete erleichtert auf, als sie sah, dass sich diese nicht wieder geöffnet hatte.

Keuchend kauerten Charlotte und Thomas danach für ein paar Minuten im Gras.

Dann erst fragte Thomas: „Wird sie durchkommen?“

„Ich bin nicht sicher. Ich weiß nicht, welche Organe verletzt wurden. Sie wird innere Blutungen haben. Außerdem wird sich die Wunde in diesem heißen Klima vermutlich entzünden. Tabitha muss in ein Krankenhaus und ordentlich versorgt werden. Was ich tun konnte, war nur ein primitiver Notbehelf.“

„Wie lange hat sie, bis es kritisch wird?“ Thomas' Stimme ließ die Sorgen

erkennen, die er sich machte. Ein Blick in Charlottes Gesicht gab ihm die vernichtende Antwort. Es war bereits jetzt mehr als ernst.

Charlotte stand auf. „Komm, wir müssen sie zurücktragen.“

Plötzlich ertönte ein lautes Rascheln hinter ihnen. Die beiden fuhren herum. Ihre Körper spannten sich. Größere Tiere hatten sie seit ihrer Ankunft noch nicht angetroffen, auch keine Spuren, die auf deren Existenz hindeuteten. Aber wer wusste schon, was sich im Rest der Insel angesiedelt hatte?

Aber es gab auch eine andere Möglichkeit der Ursache.

Charlotte dachte an Henris Verschwinden. Kam nun jemand, um sie auch gefangenzunehmen?

In etwa zehn Metern Entfernung raschelte das Gebüsch auf einer Breite von mehreren Metern. Was da kam, war groß!

Oder zahlreich.

Im Gebüsch blitzte etwas in der Sonne auf, und Charlotte glaubte, den Lauf eines Gewehres zu erkennen.

„Waffen!“, schrie sie eine Warnung an Thomas und sprang instinktiv zur Seite in das nächste Dickicht. Dornen blieben an ihrem Pullover hängen, ritzten ihre Hände und ihre Wange auf. Doch Charlotte kämpfte sich weiter durch. Wild schlug sie die Äste, Zweige und Ranken von sich und achtete nicht auf weitere Verletzungen. In diesem Moment hatte sie Tabitha und Thomas vergessen. Es galt, das eigene Leben zu retten.

Während ihrer Flucht hörte sie die Stimme einer ihr unbekannten Frau, die befahl: „Zwei folgen der Everton. Ich will sie lebend. Die anderen bleiben bei mir.“ Die Worte kamen auf Englisch mit hartem Akzent. Die Stimme klang kalt.

Ein Schuss wie aus einem Luftgewehr pfiff auf. Ein Mann schrie, dann polterte etwas zu Boden.

Thomas!, dachte Charlotte und bog das nächste Pflanzenhindernis zur Seite. Sie schlug einen Bogen und schlich nun langsam weiter. Sie bemühte sich, keinen Lärm zu machen. In diesem dichten Pflanzenschwung würde man sie selbst in dem violetten Pulli kaum ausmachen können, sah sie doch in allen Richtungen die Farbpracht der Natur.

Hinter sich hörte sie zuerst schnelle Schritte, dann das Rascheln von Blättern. Charlotte richtete sich auf. Einfach weiterlaufen war keine gute Idee. Wahrscheinlich kannten sich die beiden Verfolger hier auf der Insel aus. Und wo sollte sie auch hin? Ihr Camp war viel zu weit entfernt und diesen Angreifern sicherlich bekannt. Immerhin kannten sie ihren Tarnnamen.

Charlotte blickte sich suchend um. Sie musste hier ein Versteck finden. Und das schnell.

Da sah sie einen Baum, dessen unterster Ast in zweieinhalb Metern Höhe fast waagerecht verlief. Charlotte schlich hinüber, griff einen kleinen Stein, den sie in die Hosentasche schob, sprang nach oben und schlang die Arme um den Ast. Sie spannte die Rumpfmuskeln, schwang die Beine hinauf und krallte sich mit den verschränkten Füßen fest. Dann zog sie sich an den Ast hoch und rollte sich darauf. Bäuchlings robbte sie nach vorne zum Stamm und stand schließlich vorsichtig auf. Rasch kletterte sie noch zwei Äste weiter nach oben, bis sie sich reichliche fünf Meter über dem Erdboden fest an den Stamm drückte. Die Äste unter ihr waren recht kahl, verzweigten aber stark, sodass ein gewisser Sichtschutz bestand. Charlotte holte vorsichtig, um ihren äußerst wackeligen Stand nicht zu gefährden, den Stein aus der Hosentasche. Die Finger der anderen Hand krallte sie in die borkige Rinde des Baumes. Ein wenig senkte sie ihr Becken, um den Stand zu verbessern, dann holte sie aus und warf den Stein weit von sich.

Zwei Sekunden später knallte dieser auf den Boden. Es raschelte. Charlotte hielt die Luft an. Sie hoffte inständig, dass dieser durchsichtige Trick funktionieren würde, und die Verfolger in die falsche Richtung liefen. Oder sich zumindest trennten. Charlotte rechnete sich gute Chancen aus, einen einzelnen bewaffneten Mann mit dem Überraschungsmoment auf ihrer Seite und einem Sprung vom Baum überwältigen zu können.

Eine männliche Stimme in größerer Entfernung rief etwas, doch Charlotte verstand die Worte nicht. Aber Geräusche mehrerer Personen, die sich lautstark durch das Unterholz schlugen, entfernten sich.

Charlotte atmete leise auf. Geduldig verharrte sie weiter auf dem Baum und dachte nach. Was sollte sie tun? Hinabsteigen, sich in der Nacht doch zum Camp schleichen und die anderen warnen?

Da hörte sie wieder die Stimme der Frau mit dem Akzent. Es klang, als käme sie aus großer Nähe, und Charlotte erschrak. Sie schob den Kopf ein Stück am Stamm vorbei. Zwischen Zweigen und ein paar Blättern hindurch konnte sie zu der Grube blicken, die nur rund sechs Meter entfernt war. Die Richtungsänderungen, welche sie bei ihrer Flucht gemacht hatte, hatten sie unbeabsichtigt sogar noch näher an die tödliche Falle herangeführt.

„So, meine liebe Hazel“, sagte die Frau, die bis jetzt als Einzige gesprochen hatte, in diesem Moment mit zuckersüßer Stimme. Dennoch lag in diesen Worten eine Härte, die klarmachte, dass man der Sprecherin besser zustimmen sollte, egal, was folgte. „Du bist nun schon über einen Monat bei uns. Möchtest du nach Hause zu deinem Ehemann und deinen beiden Kindern? Es waren Mädchen, nicht wahr?“

Charlotte sah, wie eine Frau in einem roten Kleid den Kopf hob. Ihre ganze Haltung drückte Unterwürfigkeit aus. Auch ihre Stimme kam so leise, dass Charlotte sie kaum verstand.

„Ja, meine zwei Mädchen. Ich würde sie so gerne wiedersehen, Miss Kolowa.“

Charlotte erschrak, als sie Hazels Gesicht sah. Die Wange zierte eine lange, gerade Wunde, die vom Kinn bis fast zum Ohr reichte. Schorf hatte sich gebildet.

Miss Kolowa lachte glockenhell auf. Ihr Gesicht blieb ansonsten aber unbeteiligt. „Sehr schön, Hazel. Dann erhältst du nun ein einmaliges Angebot von mir. Du hast dreißig Sekunden Zeit, dich zu entscheiden, wenn ich geendet habe. Bereit?“

„Ja, Miss Kolowa.“

Die Befehlsgeberin nahm ein Gerät aus der Tasche ihres Tropenhemds und hielt es an den Mund. „Experiment 43, Probandin Hazel Maguire, Rekrutierungsrunde 2. - Anweisung: Teilnahmehistorie und Dauer einfügen. - Versuchstypus Schadensabwägung bei hoher Belohnung.“

Sie diktiert einen Versuchsbericht!, durchfuhr es Charlotte. Die vor der CALIPSO verschwundene Yacht! Wenn Hazel hier ist, dann doch sicherlich auch die anderen Entführten. Aber wozu? Von welchen Experimenten redet diese Kolowa hier?

„Hazel. Wir bringen dich umgehend nach Hause, wenn du diese Frau hier“, Miss Kolowa deutete auf die immer noch bewusstlos am Boden liegende Tabitha, „in die Grube stürzt und sie aufspießt. Wenn Tabitha Conley tot ist, bist du frei, ansonsten bleibst du weiter hier. - Die Zeit, dich zu entscheiden, läuft ab jetzt.“

Charlotte wich das Blut aus dem Gesicht. Trotz ihrer Lage riss sie sich eine Hand vor den Mund, um nicht laut aufzuschreien. Das konnte nicht wahr sein! Sie musste sich verhöhrt haben. Eine solche perverse Forderung stellte doch niemand! Charlottes Gedanken überschlugen sich, als sie überlegte, wie sie diesen Mord verhindern konnte. Aber 30 Sekunden waren verdammt knapp. Zwar hatte sie Zeichnungen auch schon in kürzerer Zeit fertiggestellt und eine ausreichende Kopplung erhalten, aber nicht wackelig stehend auf einem Baum. Sie benötigte eine Hand, um sich an der Borke festzuhalten, sonst würde sie unweigerlich zu Boden stürzen.

Acht bewaffnete Männer - und sie selbst hatte nur ein Messer! An einen stürmischen Angriff war nicht zu denken.

Vielleicht tut sie es ja nicht, hoffte Charlotte.

Trotz der Aussichtslosigkeit der Lage griff sie mit der rechten Hand in die Tasche und zog den Block hervor. An die Jeans gepresst, blätterte sie auf eine leere Seite um, hob den Block hoch und drückte ihn auf Kopfhöhe gegen den Stamm. Mit der Stirn fixierte sie das Papier. Noch einmal griff sie in ihre Tasche und zog den Stift hervor. Sie hatte gerade den ersten Strich von Hazels Kleid getan, da entschied sich die Frau.

Hazel Maguire bückte sich, griff die schwerverletzte Tabitha unter den Achseln

und zog sie zur Grube. Sie nahm nicht den direkten und kürzesten Weg, sondern schleifte das Opfer erst ein Stück parallel zur Grube. Charlotte rief sich die Anordnung der Pfähle ins Gedächtnis und erschauerte. Hazel hatte in voller Absicht den Punkt gewählt, an dem ein herabstürzender Körper direkt von einem nahe an der Fallenwand aufragenden Pfahl durchbohrt werden würde. Hilflos sah Charlotte zu, wie Hazel Tabithas Körper ablegte und dann ohne Zögern in die Grube rollte.

Als Charlotte auf Miss Kolowas Gesicht blickte, durchfuhr sie eisiger Schreck.

Die Frau - lächelte! Ein Lächeln der Art, das sagte, sie habe gewusst, dass dies geschehen würde. Sie sprach wieder in ihr Diktiergerät.

„Die Probandin hat den Schaden der ihr unbekannten Person gewählt. Die ihr eigenen negativen Erfahrungen in früheren Tests haben in Zusammenspiel mit der in Aussicht gestellten maximalen Belohnung demzufolge eine Verhaltensänderung herbeigeführt. Hazel Maguire ist nicht mehr bereit, selbst Schadensempfängerin zu sein, um andere zu schützen. - Zukünftige Frage: Minimale Zeitspanne eruieren, Belohnung senken.“

Mit einem weiter Zufriedenheit ausstrahlenden Lächeln schaltete sie das Gerät ab, schob es in die Tasche zurück und wandte sich an die Frau, die gerade zur Mörderin geworden war. „Sehr schön, Hazel. Du hast dir deine Belohnung redlich verdient. Zurück im Camp packst du deine Sachen. Ein Boot wartet. Morgen um diese Zeit wirst du schon bei deinen Lieben sein. Gesund und munter.“

„Vielen Dank, Miss Kolowa“, erwiderte Hazel leise. Ihrer Stimme war keinerlei Gefühl anzuhören. Weder Freude über die winkende Freiheit, noch Abscheu oder Reue dem gegenüber, was sie getan hatte.

Entweder ist sie eiskalt, dachte Charlotte, oder sie hat Schreckliches erlebt und funktioniert nun einfach nur noch, um zu überleben.

Charlotte tippte auf Letzteres. Hazels Verhalten, das Kuschen, die leise Stimme, die andauernde Namensnennung, die als Respektsbezeugung gedeutet werden konnte, die Reglosigkeit - all das legte nahe, dass Hazel, bewusst oder unbewusst, versuchte, sich unsichtbar zu machen.

Charlotte machte sich bereit, denn die Gruppe brach auf. Zwei Männer trugen den betäubten Thomas. Als der letzte der Bewaffneten an der Grube vorbeikam, blieb er für einen Moment stehen und richtete sein Gewehr nach unten. Er schoss, lud nach und schoss erneut. Dann setzte er in gemächlichem Schritt seinen Weg fort.

Charlotte zuckte zusammen, als die Schüsse die Waldatmosphäre zerrissen. Sie wartete noch ein paar Sekunden, bis niemand mehr zu sehen war, dann kletterte sie aus ihrem Versteck herunter und schlich leise und gebückt zur Grube. Ihre Sinne waren gespannt, aber die beiden, die sie verfolgen sollten,

waren wohl weit in die falsche Richtung gelaufen.

Eine winzige Chance besteht, dass Tabitha Glück gehabt hat, redete sich Charlotte ein. Doch ein flüchtiger Blick in die Falle genügte, sie eines Besseren zu belehren. Ein Pfahl hatte Tabithas Oberkörper komplett durchbohrt. Dunkelrot glitzerte die tödliche Spitze. Charlotte musste würgen, als sie sah, was die Gewehrschüsse angerichtet hatten. Tabitha war nicht mehr zu erkennen.

„Ich wünsche dir, dass es dir dort, wo du jetzt bist, besser ergeht“, murmelte Charlotte ergriffen. Sie hatte die Frau nur ein paar Tage gekannt, dennoch verspürte sie Trauer. Aber wenigstens hatte Tabitha in ihrer Bewusstlosigkeit nichts von ihrem Ende mitbekommen.

Eine Sekunde später straffte sich Charlottes Körper jedoch wieder. Sie musste ihre Aufgabe erledigen. Dann würden die Schuldigen an dieser brutalen Tat zur Verantwortung gezogen werden.

Charlotte folgte den Spuren der Gruppe. Schritte waren schon aus großer Entfernung zu hören, ebenso gelegentliche Worte. Niemand schien sich besonders leise zu verhalten. Dafür konnte es nur eine Erklärung geben: Sie wussten, dass sie, bis auf die neu Gestrandeten, die einzigen Bewohner auf dieser Insel waren.

Die Verfolgung dauerte fast eine Stunde. Charlotte blieb immer außer Sichtweite und orientierte sich nur nach Gehör. Schließlich stoppten die Schritte, und vor Charlotte schimmerte Licht durch das Dickicht. Ganz vorsichtig schob sie sich näher und spähte zwischen den Blättern hindurch.

Die acht Männer, Thomas, Hazel und Miss Kolowa standen vor einer Gittertür in einem drei Meter hohen Metallzaun mit Stacheldrahtaufbau, der sich endlos nach links und rechts erstreckte. Auf der anderen Seite des Zaunes öffnete ein Mann mit Gewehr gerade das schwere Vorhängeschloss und zog rasselnd die Kette ab. Die Tür schwang auf, und die elf gingen in das umzäunte Gelände. Sofort danach wurde die Pforte wieder verriegelt.

Auf dem Gelände gab es mehrere mittelgroße, dunkelgrün gestrichene einfache Gebäude mit unzähligen Fenstern. Bei vielen waren von außen Läden vorgeklappt, manche waren sogar vernagelt. Ein schmaler Turm im Zentrum überragte alle anderen Gebäude deutlich. Auf seinem Dach angebracht waren eine Stabantenne, eine kleine Parabolschüssel sowie der charakteristische Balken eines Radars. Er rotierte langsam um seine Achse.

Hazel und die acht Männer verschwanden durch eine breite Holztür in dem größten Gebäude, als aus diesem gerade ein hochgewachsener, älterer Mann mit silbergrauem Haar und einem weißen Laborkittel heraustrat.

„Vater!“ , rief Miss Kolowa, und Charlotte war überrascht über die Wärme und Freude in der Stimme der Frau, die an der Grube so kalt agiert hatte.

„Chelsea, Darling“, erwiderte der Mann und umarmte seine Tochter. „Wie lief das Experiment?“

„Deine Vorhersagen haben sich bewahrheitet. Die Falle hat funktioniert und Hazel die Belohnung gewählt“, berichtete sie.

„Natürlich“, gab der Mann selbstgefällig zurück. „Unsere Datenbasis wächst täglich, und so werden die Vorhersagen immer genauer.“

Die beiden entfernten sich langsam vom Gitterzaun, und es wurde für Charlotte immer schwieriger, genau zu verstehen, was gesagt wurde.

„Unser Geld wird knapp“, sagte Kolow.

„Soll ich eine weitere Lösegeldforderung planen?“

„Tue das, Darling. 2 Millionen, wie beim letzten Mal. Aber Hazel muss auf jeden Fall freikommen, auch wenn die Geldübergabe schiefgehen sollte. In diesem Fall lasse sie einfach frei. Wir brauchen einen Pressebericht. Unsere anderen Probanden zeigen erste Anzeichen von Selbstaufgabe. Sie benötigen einen Hoffnungsschimmer, sonst werden die Ergebnisse unserer Forschungen verfälscht. Gib Hazel aber die doppelte Dosis. Ich habe gerade einen Bericht erhalten, dass die Cunningham wohl beginnt, sich fragmentarisch an ihren Aufenthalt hier zu erinnern.“

„Ich veranlasse alles.“

„Und beende die Außenexperimente. Die Vorbereitung der dritten Gruppe ist abgeschlossen. Die neuen Probanden verspüren nun mehr oder weniger Horror. Ich möchte diesmal schneller voranschreiten.“

Chelsea nickte. „Wann kommt der nächste Käufer?“

„Übermorgen. Wir müssen dennoch unsere Werbungsmaßnahmen intensivieren, damit wir die Forschungen ausbauen können. Jeder Mächtige will wissen, zu was man Menschen treiben kann, wenn nur Drohung oder Belohnung groß genug sind.“ Verächtlich spuckte er aus. „Kleinliche, moralische Bedenken hindern sie jedoch daran, diese Forschungen selbst durchzuführen.“

Chelsea löste die Umarmung. „Aber dafür sind wir ja da.“

Sie gab ihrem Vater zum Abschied einen Kuss auf die Wange und betrat ebenfalls das große Gebäude. Kolow ging langsam weiter und bog um eine Ecke.

Charlotte kauerte in ihrem Versteck. Aus dem, was sie gehört hatte, glaubte sie, schließen zu können, dass sich innerhalb des Zauns zumindest einige weitere der in den letzten Monaten Entführten befinden mussten.

Charlotte wägte ihre Optionen ab.

Ein sofortiger Versuch, das Hauptquartier ohne durchdachten Plan und Rückendeckung zu stürmen, war schlicht Irrsinn. So schwer es ihr auch fiel, aber sie musste bis zum folgenden Tag warten. Außerdem würde es in zwei Stunden bereits dunkel.

Ins Camp an den Strand zurück konnte sie nicht. Dort würde man sie suchen. Colins Gruppe würde sie in der Nacht sicherlich nicht finden - falls diese überhaupt noch in Freiheit war.

Welche grausigen Spuren sie wohl gefunden haben?, fragte sich Charlotte erneut. Und welche unentdeckte Spuren, die zu diesen Außenexperimenten gehören, gibt es noch auf dieser Insel des Horrors?

Charlotte zog sich vorsichtig zurück, wandte sich nach Osten, kroch langsam zwischen der Vegetation hindurch und blickte sich immer wieder um. Nach wenigen Metern war der Bewuchs so dicht, dass sie die Gebäude nicht mehr erkennen konnte. Nach längerem Marsch näherte sie sich schließlich dem Strand. Die Insel war sehr flach, zumindest in dem Bereich, in dem sie sich aufgehalten hatte. Berge, oder auch nur richtige Hügel, gab es keine.

Charlotte ging zum Wasser und wusch sich notdürftig den Schweiß vom Körper. Dann setzte sie sich auf den Sand, das Gesicht zum Landesinneren gewandt, um sofort reagieren zu können, falls sich eine Gefahr näherte. Die Flasche mit dem Frischwasser hatte sie während des Überfalls an der Grube verloren. So nahm sie die Kokosnuss aus ihrem Rucksack, schnitt sie auf und trank gierig das Wasser, aß das Fruchtfleisch und das letzte Stück Baguette. Das Hungergefühl ließ etwas nach, verschwand aber nicht. Doch ihre allerletzte Verpflegung - eine Tüte getrockneter Rosinen - wollte sie sich für das Frühstück aufheben. Danach würde sie zur Jägerin und Sammlerin werden müssen.

Charlotte stellte den mechanischen Wecker ihrer Armbanduhr auf 4 Uhr ein. Das schrille Läuten würde weithin zu hören sein, aber das Risiko, dass ein Suchtrupp sie dadurch aufspüren konnte, musste sie in Kauf nehmen.

Sie durfte den Sonnenaufgang um keinen Preis der Welt verpassen.

Charlotte lief zu einem Baum am Rand des Strandes. Sie suchte eine Unmenge an kleinen Zweigen zusammen, die sie bis in eine Entfernung von drei Metern um den Stamm drapierte. Jeder, der auf diese trat, würde Äste zerbrechen, und das Knacken würde sie alarmieren und aufwecken.

Eine primitive und überwindbare Schutzmaßnahme. Aber es war das Beste, das Charlotte in ihrer Situation und mit ihrer Ausrüstung einfiel.

Sie zog die Jeans aus und hängte sie sich um die Schultern. Zum zweiten Mal an diesem Tag kletterte sie einen Baum hinauf. In sechs Metern Höhe fand sie eine breite Astgabel, setzte sich und lehnte den Rücken an den Baum. Die Jeans wurde um Stamm und ihren Bauch geknotet und verhinderte so, dass sie im Schlaf herunterfallen konnte.

Charlotte schloss die Augen, führte eine Entspannungsübung durch, und war wenig später eingeschlafen.

Die Nacht verlief ruhig. Charlotte wachte mehrmals auf und zündete das Feuerzeug an, um einen Blick auf die Uhr zu werfen. Um 3:47 Uhr schaltete sie den Wecker ab, obwohl sie noch sehr müde war. Aber die Entdeckungsgefahr durch das Weckerschrillen war nun gebannt. Charlotte starrte in die Dunkelheit auf das Meer hinaus. Ab und an kniff sie sich in den Arm, um nicht wieder einzuschlafen. Sie wischte sich den Tau von den Beinen und nahm das winzige Frühstück ein, das ihr noch geblieben war.

Sie lauschte konzentriert, aber alles blieb ruhig. Der Dschungel schien noch zu schlafen.

Endlich begann die Morgendämmerung.

Charlotte entknotete die Jeans vom Baum, kletterte hinunter und zog sich an. Leise trat sie zur Meereslinie, nahm Block und Stift hervor und wartete.

Langsam hellte sich der Himmel weiter auf. Und schließlich wich das Grau dem ersten, nur sehr schwachen rötlichen Glanz. Die Sonnenscheibe begann, sich aus dem Meer zu erheben. Charlotte aktivierte die DU-Zeichnung, schlug im Sekundenabstand ein paar Mal auf die Kugel und wischte sich das Blut aus dem Gesicht.

Nun hatte Phil die geplanten drei Informationen erhalten. Er wusste, wann an ihrem Standort die Sonne aufging, wann ihr Höchststand war, und wann sie unterging. Damit und dem Wissen um das aktuelle Datum konnte er mit Hilfe von vorberechneten nautischen Listen Längen- und Breitengrad exakt bestimmen.

Er kannte nun die Insel, auf der sie sich aufhielt.

Phil würde die nur einige hundert Meilen vom in Frage kommenden Gebiet entfernt wartende kanadische Marine in Bewegung setzen.

Charlotte lief zurück zu ihrem Schlafbaum und kletterte noch höher hinauf als zuvor. Sie zog den zweiten Peilsender, den sie vor dem Aufgeben der CALIPSO aus ihrem Gepäck genommen hatte, aus dem Rucksack, stellte ihn auf volle Leistung und wählte einen Zeitabstand zwischen dem Aussenden der Impulse von zehn Minuten. Dann schaltete sie den Sender ein, legte ihn auf den höchsten Ast, den sie erreichen konnte, und kletterte wieder hinunter. Charlotte war sich der Gefahr bewusst, dass man den Sender anpeilen konnte. Aber man würde mehrere Versuche benötigen, um eine genaue Lokalisation durchführen zu können.

Die Rückendeckung würde in ein paar Stunden eintreffen.

Charlotte machte sich auf den Weg zum Hauptquartier der Kolows. Sie wollte auch die dort vorhandene dritte Option, Phil mitzuteilen, wo sie sich aufhielt, ausnutzen. Und nach Möglichkeit die Gefangenen befreien.

Charlotte näherte sich dem Tor, durch das am Vortag Chelsea Kolowa und ihre Gefolgsleute das Gelände betreten hatten. Jetzt, in der Stille des Morgens, war ein ganz leichtes Brummen zu hören. Charlotte verließ das Dickicht und schlich geduckt näher. Das Brummen wurde lauter, und die Härchen an ihrem Nacken stellten sich auf.

Ein elektrischer Zaun!, erkannte sie sofort. Auch die dünnen Gitterstäbe entpuppten sich aus der Nähe als blanke Drähte von ein paar Millimetern Querschnitt.

Damit konnte sie ihren ursprünglichen Plan, ein kleines Stück des Gitters mittels einer Zeichnung aus der Realität herauszutrennen, auf das Gelände zu schleichen, und den Zaun wieder so zusammensetzen, dass man nicht direkt sah, dass er nicht mehr intakt war, nicht mehr durchführen. Die Gefahr, dass der Stromfluss durch die Drähte irgendwo überwacht und ein Abfall in einem Leitungsabschnitt bemerkt wurde, war viel zu groß.

Charlotte lief wieder zurück in das Dickicht. Parallel zum Zaun umrundete sie das Gelände. Vielleicht fand sie irgendwo eine andere Möglichkeit zum Eindringen. Einen Baum, der über den Zaun ragte, eine Mauer oder eine Tür, die nicht aus Drähten bestand.

Die ersten paar hundert Meter veränderte sich der Anblick der Umzäunung nicht. Dann aber näherte sich Charlotte einem kleinen Bach, der unter dem Zaun hindurchfloss. Die Fließrichtung zeigte nach außen. Vielleicht handelte es sich sogar um den Bach, welcher den Wasserfall speiste. Der Zaun spannte sich in etwa zwanzig Zentimetern Höhe über dem Wasser. Doch auch im Fluss selbst befand sich eine Absperrung, ein Gitter, das die gesamte Bachbreite durchlief, mit dem elektrischen Zaun aber nicht verbunden war.

Hier geht es!, dachte Charlotte erleichtert. Das Unterwassergitter ist ja nicht elektrisch geladen. Wenn ich es durchtrenne, merkt das niemand.

Sie zog Jeans und Pullover aus, holte Block und Stift hervor und stieg ins Wasser, das ihr bis knapp zum Hals reichte. So nahe wie möglich ging sie an den Zaun heran. Auch hier war das Brummen zu hören. Mit den Füßen tastete Charlotte auf dem schlammigen Grund des Baches herum, den sie nur unscharf ausmachen konnte. Ja, der Unterwasserzaun reichte bis zum Boden und quer

über die Bachbreite. Aber das war auch nicht anders zu erwarten gewesen.

Charlotte zeichnete freihändig in der Luft die rechte Hälfte des Gitters unter Wasser, so tief sie es ausmachen konnte. Auch den rechten Rand des Ufers brachte sie zu Papier, damit das regelmäßige Muster der Stäbe in eine eindeutige Szene abgebildet wurde. Sie aktivierte die Zeichnung und riss von links ein Rechteck ein. Da ihr Abbild nur die rechte Hälfte des Gitters wiedergab, entstand so ein etwa einen halben Meter im Quadrat großes Loch im realen Unterwassergitter. Sie zog und zerrte an dem herausgetrennten Bereich, der ihr schlussendlich entgegenfiel, auf ihre Oberschenkel prallte und von dort in der Tiefe versank. Charlotte kletterte aus dem Wasser heraus, schob Block und Stift in die Jeans, die sie mit dem Pullover verknötete, wickelte die Schuhe hinein und warf das Knäuel sowie den Rucksack über den Zaun. Dann ging sie zurück ins Wasser, holte tief Luft und ließ sich auf die Knie hinab auf den Grund des Bachlaufs sinken. Mit den Händen tastete sie im Schlick herum, bis sie das Gitterteil wiedergefunden hatte, stieg dann durch die geschaffene Öffnung hindurch und setzte das Gitter wieder in das Loch ein. Niemand würde sehen können - schon gar nicht in sich leicht bewegendem Wasser -, dass hier ein Teil locker war. Die schwache Strömung dürfte nicht ausreichen, das schwere Metall zu bewegen.

Im Innern des Geländes angekommen, stieg Charlotte aus dem Bach, strich sich das Wasser vom Körper und aus den Haaren, so gut es ging, und schlüpfte wieder in ihre Kleidung. Das Messer aus dem Rucksack schob sie in die Hosentasche. Vielleicht musste sie sich verteidigen. Den Rucksack selbst versteckte sie unter einem Gebüsch. Dieser würde sie in einem Kampf behindern.

Weiter war alles ruhig.

Charlotte lief zum nächsten Gebäude. Geduckt schlich sie unter den Fenstern vorbei, bis sie den Radarturm erreicht hatte, in dem sie aufgrund der Antennen auch eine Funkanlage vermutete. Vorsichtig drehte sie den Knauf und hatte Glück. Die Tür war unverschlossen. Charlotte schlüpfte hinein und lauschte. Nichts! Also weiter. Sie stieg die Wendeltreppe hinauf.

Plötzlich hörte sie ein lautes Grunzen, das sich nach einer Sekunde wiederholte. Danach herrschte wieder Stille. Charlotte schlich weiter und linste von der letzten Treppenstufe in einen Überwachungsraum. Sie sah das grüne Display eines Radars, eine Sendeanlage sowie einen Fernsehschirm, der jedoch ausgeschaltet war. Davor hing ein Mann in einem Stuhl, die Füße weit von sich gestreckt, der Kopf halb über der Rückenlehne. Ein Gewehr lag neben ihm auf dem Boden.

Der Mann schnarchte.

Charlotte stieg die letzte Stufe hinauf und schlich auf Zehenspitzen in den Überwachungsraum. Sie schätzte die Entfernungen ab und schaute auf das

Gewehr, dann auf den Stuhl und schließlich auf den Mann.

Ihr Körper spannte sich, und sie sprang nach vorne, schob mit dem linken Fuß die Waffe weg, drückte gleichzeitig mit der rechten Hüfte den Stuhl gegen den Tisch, auf dem die Geräte standen, und hielt mit der linken Hand den Mund des Mannes zu. Den rechten Arm schlang sie um seinen Hals, zog den Kopf zu sich und hatte den Mann nach nur zwei Sekunden in einem stahlharten Griff. Der Unterarm drückte auf den Kehlkopf, und Charlotte presste mit dosierter, aber hoher Kraft zu. Der Mann riss die Augen auf und benötigte eine Sekunde, um zu realisieren, was mit ihm geschah. Er versuchte, mit den Händen nach der Fremden zu greifen, aber Charlotte stand schräg hinter dem Stuhl und war außer Reichweite. Der Mann riss die Beine hoch, doch seine Knie prallten von unten gegen den Tisch. Er drückte sich vom Boden ab, aber Charlottes Stand war zu stabil. Sie wich keinen Millimeter zurück. Instinktiv griff der Schwarzgekleidete mit beiden Händen an Charlottes Arm, der ihm weiter die Luft abschnürte. Aber auch dort konnte er nichts ausrichten.

Nach und nach verließen ihn die Kräfte. Sein Körper erschlaffte. Charlotte aber löste den Klammergriff nicht, sondern hielt diesen für weitere dreißig Sekunden. Dann erst sprang sie mit genau dosierter Kraft katzenhaft geschmeidig zur Seite, rollte sich auf dem Boden ab und griff nach dem Gewehr. Zwei Sekunden später stand sie, die Waffe im Anschlag, im Senderraum und blickte den Mann hochkonzentriert an. Doch dieser machte keine Anstalten, sich zu rühren. Es war kein Trick, er war wirklich bewusstlos.

Charlotte riss das Kabel einer kleinen Stehlampe aus der Steckdose und fesselte dem Mann die Hände auf den Rücken. Mit dem Messer schnitt sie ein Stück von seiner Jacke ab und stopfte es ihm als Knebel in den Mund. Dann zog sie den Mann aus dem Sessel und verfrachtete ihn in eine Ecke des Raums, welche von der Tür nicht direkt eingesehen werden konnte. Die Tür ließ sie offen. So konnte sie besser hören, wenn jemand die Treppe hinaufkam.

Charlotte wandte sich der Sendeanlage zu, neben der etwas stand, das wie eine überdimensionierte Autobatterie aussah. Vielleicht eine Art Notstromreserve. Der Anblick brachte sie auf eine Idee. Wenn sie...

Doch zuvor gab es anderes zu tun.

Viel verstand sie nicht von den Funkapparaturen, aber sie erkannte den Drehregler zum Auswählen der Frequenz und den Sendeknopf. Mehr war für ihre Zwecke nicht nötig. Sie stellte die 500 Kilohertz der offiziellen Seenotfrequenz ein und erhöhte die Leistung auf das Maximum,

„SOS! Zwei Dutzend Entführte werden auf einer Insel gefangengehalten. Bitte anpeilen! Ich sende Morsezeichen. Verständigen Sie die kanadische Marine! Charlotte Bernstedt an Phil Messier.“

Sie wartete dreißig Sekunden und sendete dann erneut. Und ein drittes Mal.

Noch war im Turm alles ruhig, aber ewig konnte sie nicht hier oben bleiben.

Charlotte riss ein Stück Papier einer nicht mehr aktiven Zeichnung ab und stopfte es zwischen Sendeknopf und Gehäuse. Nun war das Gerät auf Dauersenden gestellt. Allerdings übertrug es nichts, denn im Raum war es ruhig. Die Morsezeichen würde sie aus der Ferne senden.

Charlotte zeichnete das Gehäuse des Sprechteils, das heraushängende Stück Papier, das Logo und den Namen des Herstellers sowie die Mikrophonmembran mit dem darübergespannten Netz. Nach einer Minute war sie zufrieden und schob den Block in die Hosentasche. Sie nahm das Gewehr, überprüfte, dass es geladen war, durchsuchte die Taschen des Bewusstlosen und fand vier Patronen. So leise, wie sie gekommen war, verließ sie das Überwachungszimmer, sprang die Treppe hinunter, angespannt bis in die Haarspitzen, doch es passierte nichts. Charlotte öffnete die Tür einen Spalt weit, zwängte sich hinaus und duckte sich in einen dunklen Winkel an der Häuserwand.

Sie nahm den Block wieder hervor, aktivierte die Zeichnung des Funkgeräts und tippte in einem wohlbekannten Rhythmus auf die gezeichnete Membran: drei schnelle Klopfer direkt hintereinander, dann drei Klopfer in größerem zeitlichen Abstand, und wieder drei schnelle. Da sie dem Turm noch sehr nahe war und nur wenig Kraft übertrug, kitzelte Ihre Nase diesmal nur leicht, fing aber nicht sichtbar an zu bluten. Sie wiederholte die Morsezeichen nach kurzer Pause.

Da hörte sie Schritte.

Charlotte schob sich noch tiefer in den Schatten und wagte nicht zu atmen. Zwei Bewaffnete, die ihre Gewehre geschultert hatten, schritten auf ein flaches Gebäude zu.

„Zwei Tage“, sagte einer, „in einem solchen Loch. Das gab's selbst in meiner Ausbildung nicht. Ich glaube, der wird alles tun, um da nicht mehr hinzumüssen.“

„Die Kolowa und der Alte spinnen“, brummte der Begleiter.

„Sagst du immer. Ist mir aber egal. Die zahlen horrend gut. Nächsten Monat sind meine zwei Jahre rum, dann habe ich soviel Kohle zusammen, dass ich endlich nach Jamaika gehen kann. Da bin ich dann der König, und die Girls werden sich um mich reißen.“ Er schnalzte mit der Zunge.

Die beiden lachten und verschwanden im Innern. Noch bevor die Tür zuschlug, folgte Charlotte ihnen. Den Block hielt sie fest an einer Ecke zwischen Daumen und Zeigefinger, um die Zeichnung nicht zu knicken. Sie wollte das Funkgerät schließlich nicht zerstören.

Das Gebäudeinnere war lediglich schwach beleuchtet. Nur selten hing eine einzelne nackte Glühbirne von der Decke herab. Charlotte kauerte sich hinter

eine große Kiste in einer Ecke gegenüber dem Eingang. Als sie den Kopf vorsichtig ein wenig hob, konnte sie den Schwarzgekleideten nachschauen, die einen schnurgeraden, nur wenige Meter langen Gang, von dem zu beiden Seiten je zwei Türen abgingen, hinabliefen. Einer der Bewaffneten zog die Stifte aus den drei einfachen, aber effektiven Riegeln vor der hinteren, rechten Tür und zog diese auf. Er schaltete das Licht von außen an und trat in den Raum. Kurz darauf war das Rasseln von Ketten zu hören, dann das Klacken eines aufspringenden Schlosses.

„Raus, Davide!“, kommandierte er.

Der Bewaffnete schubstewenig behutsameinen jungen Mann aus dem Raum, dem getrocknetes Blut im Gesicht klebte. Sein Hemd war zerrissen. Davide taumelte, seine Knie gaben nach. Er hielt sich die Hand vor die Augen.

„Der Kerl stinkt“, maulte der zweite Schwarzgekleidete und trat einen Schritt zurück.

Der erste lachte. „Würdest du auch. Zwei Tage in so 'nem dunklen Loch angekettet.“ Er griff Davide am Arm. Der Mann zitterte und zuckte zurück. Aber er sagte nichts.

„Los, Miss Kolowa wartet auf dich.“

Die beiden Wärter nahmen den Mann in die Mitte und stützten ihn.

Als die drei das Gebäude verlassen hatten, sendete Charlotte noch einmal den SOS-Morseruf, legte den Block hinter die Kiste und ging zur ersten Tür auf der linken Gangseite. Sie schob die Riegelstifte heraus, aber der Raum war leer, ebenso das Zimmer vorne rechts.

Im Raum links hinten blendete sie zuerst eine grelle Lichtflut. Unzählige eng nebeneinander hinter Glas angebrachte Leuchtröhren an Decken und Wänden tauchten den Raum in ein schmerzhaftes, intensives Weiß.

Aber in diesem Raum hielt sich jemand auf. Jemand, den sie kannte!

Daniel hob den Kopf. „Charlotte“, sagte er überrascht. Er blickte auf das Gewehr in ihrer Hand. Scheinbares Erkennen glomm in seinen Augen auf. Traurig fuhr er fort: „Du gehörst also auch zu denen. Vor welche Wahl stellt ihr mich jetzt?“

Er stand auf, und stieß ein Stöhnen aus. Ein wenig Blut quoll unter dem weißen Tuch hervor, das er sich auf den linken Unterarm presste. Charlotte trat zu Daniel, der erschrocken zurückwich.

„Keine Angst“, sagte sie. „Ich bin hier, um dich und die anderen zu retten.“

Als sie nach Daniels Unterarm greifen wollte, zuckte dieser wieder zurück. Charlotte zog dennoch das Tuch weg und sah die klaffende, bestimmt zwanzig Zentimeter lange Wunde.

Wie der Schnitt in Hazels Gesicht!

Ihr Magen krampfte sich zusammen.

„Hör zu!“, sagte sie zu Daniel. „Ich bin deine einzige Chance. Wenn du glaubst, dies sei alles ein abgekartetes Spiel, ein Experiment der besonders perfiden Art - ich habe keine Zeit, dich vom Gegenteil zu überzeugen. Ich bitte dich nur um eins: Halte dich bereit. Es wird bald etwas geschehen. Hilfe ist auf dem Weg. Wenn du draußen Tumult hörst, schleiche dich hinaus und verstecke dich, bis sich die Lage beruhigt hat.“

Daniel nickte, aber man sah ihm an, dass er nicht restlos überzeugt war. „Wo sind die anderen?“

„Ich weiß es noch nicht.“ Charlotte deutete auf Daniels Arm. „Wie?“

„Man hat mich vor die Wahl gestellt, Kelly zu schlagen oder mir selbst diese Wunde beizubringen. Hinter Kelly standen zwei Männer mit Messern. Es war klar, was geschehen würde, wenn ich mich weigerte, eine Entscheidung zu treffen.“

Charlotte ging wortlos zur Tür.

„Du betrügst mich nicht?“, fragte Daniel. Es klang flehentlich.

„Nein“, erwiderte sie nur.

Charlotte verließ das Gebäude und schlich im Schutz der Mauern weiter. Wieder sendete sie das Morse-SOS. Sie suchte einen ganz bestimmten Ort, ein kleines Gebäude vermutlich. Schließlich musste die Elektrizität irgendwo erzeugt werden. Dann sah sie einen kleinen Holzschuppen. Das Brummen eines Motors war schon aus einiger Entfernung zu hören. Ein Generator! Charlotte schlich um den Schuppen herum. Auf der Rückseite verließen mehrere armdicke, schwarz ummantelte Kabel den Generatorraum. Das war der richtige Angriffspunkt.

Charlotte suchte ein paar kleine Steine zusammen und legte sie in eindeutigen Mustern neben die Kabel. Noch einmal sendete sie das SOS-Signal, dann riss sie ihre Unterschrift ab.

In fieberhafter Eile zeichnete sie das neue Motiv.

Laute Stimmen riefen etwas, und Charlotte glaubte schon, dass man sie entdeckt hatte. Doch niemand näherte sich ihr. Stattdessen sah sie, wie Chelsea Kolowa mit vier Bewaffneten und zwei Frauen in ihrer Mitte in einem flachen, kleinen Gebäude verschwand.

„Geneviève!“, flüsterte Charlotte tonlos.

Die andere Frau kannte sie nicht. Wen sie aber ebenfalls erkannt hatte, war einen der Bewaffneten.

Edward Smith, der Kapitän der CALIPSO!

Die Yacht war also nicht überraschend von der Insel aus angegriffen, sondern vom Kapitän selbst versenkt worden. Vermutlich steckte die gesamte Crew mit den Kolows unter einer Decke.

Ein Fenster des Gebäudes stand weit offen. Charlotte hörte, wie in dem Raum dahinter Stühle über den Boden schabten.

Weitere Männer mit Waffen näherten sich dem Gebäude. Sie führten vier Personen mit sich, die allesamt einen verschreckten Eindruck machten. Zwei erkannte Charlotte von Photos wieder, die Phil ihr gezeigt hatte.. Es handelte sich um Teilnehmer der Vergnügungsreise der allerersten verschwundenen Yacht.

Diese Gruppe blieb neben dem Fenster stehen. Von ihnen konnte jedoch niemand ins Innere schauen.

Was soll das?, fragte sich Charlotte.

Doch als sie Chelseas Stimme aus dem Innern des Gebäudes vernahm, wurde ihr schlagartig klar: Dies war ein doppeltes Experiment. Eine Vorführung ohne Bild. Die vier hier draußen sollten sich eine eigene Vorstellung davon machen, was gleich in dem Zimmer ablaufen würde. Und vermutlich mussten sie danach selbst an einem direkten Experiment teilnehmen.

„Davide“, sagte Chelsea mit nüchterner Stimme. „Wir wollen herausfinden, wie weit du bereit bist, heute zu gehen.“ Ein Klacken ertönte, als drückte jemand auf einen Knopf. Dann schien ein Elektromotor anzuspringen. Es ratterte. „Im Nachbarraum sind, wie du sehen kannst, Geneviève und Erin. Letztere kennst du, sie ist mit dir zusammen hier eingetroffen. Erstere ist erst seit heute unsere Probandin. Deine Aufgabe ist einfach.“ Wieder klackte es. „Ich stelle eine Ampèrezahl ein. Und du darfst entscheiden, welche der Frauen einen sekundenlangen Stromschlag bekommen wird.“

Ein Klicken ertönte, das Charlotte an das Einschalten des Bandgeräts am Vortag erinnerte. „Versuch 49. Proband Davide nach zwei Tagen Dunkelisolation. Die zu untersuchende Frage lautet: Beeinflusst weiterhin eine persönliche Bekanntschaft zum Rezipienten die Entscheidung, einen Schmerz zuzufügen? Wechselt der Proband die Empfängerin? Ist es ihm egal, und er will nur nicht wieder die Strafe erhalten?“

Charlotte wartete nicht länger.

Das konnte sie nicht zulassen!

Sie signierte das Bild, riss es in einem durch und schob Block und Stift zurück in die Gesäßtasche. Die realen Kabel wurden im selben Moment durchschnitten.

Da es ein heller Morgen war, konnte sie keine direkte Auswirkung des

Stromausfalls sehen. Aber Chelseas überraschtes „Warum sinkt der Skalenausschlag auf Null?“ war Beweis genug.

Doch das Ratschen war in der relativen Stille weithin zu hören. Die Bewaffneten vor dem Fenster drehten sich sofort um. Sie sahen Charlotte nicht, aber sie schwärmten aus, um den Ursprung des verräterischen und ungewöhnlichen Geräuches auszumachen.

Zwei der Männer näherten sich mit erhobenen Waffen ihrem Versteck.

Charlotte konnte nicht mehr ungesehen verschwinden. Es gab nur eine Möglichkeit: Angriff!

Sie legte das Gewehr an und schoss dem ersten in die Beine. Aufschreiend stürzte er zu Boden. Der zweite Mann rannte sofort zur Seite, um sich hinter einer Gebäudemauer in Sicherheit zu bringen, aber er war zu langsam. Charlotte hatte ihn schon anvisiert und schoss. Sie traf erneut.

„Lauft weg!“, schrie sie, weiter in Deckung bleibend, den vier Gestalten am Fenster zu, die verständnislos schauten und zur Salzsäule erstarrt waren. „Der Zaun ist tot!“

Sie lud die Waffe neu. Vier weitere Schuss, das war alles, was sie noch zur Verfügung hatte. Charlotte sprang nach oben und zog sich auf das flache Dach hinauf. Langsam robbte sie zum vorderen Rand, hielt aber den Kopf gesenkt.

Der Platz vor ihr lag wie ausgestorben da. Auch die Verletzten waren verschwunden. Für den Moment war sie hier oben sicher, aber lange konnte sie hier nicht bleiben. Es gab mehrere Gebäude, die höher aufragten, nicht zuletzt der Sendeturm. Von dort konnte man sie gut unter Beschuss nehmen.

Sie musste für eine Ablenkung sorgen.

Der Generatorschuppen!, dachte sie. Ich lasse ihn einstürzen.

Doch bevor sie ihre Idee in die Tat umsetzen konnte, öffnete sich eine Tür in der Ferne.

„Was ist los?“, rief Kolow wütend.

Er war kaum auf den Sandboden hinausgetreten, als Charlotte bereits reagierte. Zwei Schüsse krachten schnell hintereinander, und Kolow brach brüllend zusammen. „Meine Beine!“, schrie er.

Chelsea kam ebenfalls ins Freie gestürmt. Und nun blieben auch die Bewacher nicht mehr in ihren Verstecken. Ihre Hauptaufgabe war es ganz offensichtlich, die beiden Kolows zu schützen. Zwei Männer sprangen aus ihrer Deckung und zertraten den schreienden Mann hinter ein Gebäude. Chelsea rannte hinterher.

Nun hatten die Entführten eine Chance.

Charlotte kroch zurück. So laut sie konnte, schrie sie erneut: „Der Zaun ist tot! Rennt weg!“

Dann sprang sie am hinteren Ende vom Dach hinunter. In der Ferne hörte sie das Geräusch von rennenden Füßen, dann wieder einen Schrei. Charlotte lugte um die Ecke und sah, wie einer der Schwarzgekleideten über das Gelände rannte.

Wo sind die anderen Opfer?, fragte sich Charlotte. Doch sie fand keine Antwort. Es gab zu viele Möglichkeiten, denn keines der Gebäude stach irgendwie hervor. Wenn sie jedes Haus einzeln durchsuchte, würde man sie früher oder später fangen. Sie musste aus dem Hinterhalt heraus agieren. Am besten sogar von außerhalb des Geländes.

Da hörte sie ein Geräusch schräg hinter sich. Charlotte machte nicht den Fehler, sich umzudrehen, sondern ließ sich sofort in die dem Laut entgegengesetzte Richtung fallen.

Keine Sekunde zu früh!

Ein Gewehrkolben sauste an ihrem Kopf vorbei. Schmerzhaft traf er ihre linke Schulter. Charlotte schrie auf, rollte sich aber ab, bis sie aus den Augenwinkeln den Angreifer als Schemen erkennen konnte und stieß den Lauf ihres Gewehrs mit aller Wucht nach schräg oben.

Ein dumpfer Schmerzenslaut antwortete. Charlotte hatte richtig reagiert. Ein Mann stand vor ihr und krümmte den Leib. Für einen Sekundenbruchteil war er abgelenkt, und Charlottes rechtes Bein schnellte nach oben und vollführte einen Halbkreistritt. Doch der Angreifer schien dies vorausgesehen zu haben, denn er bog seinen Körper vom Fuß weg und nahm dem Tritt so die Wucht. Gleichzeitig ließ er sich kontrolliert nach vorne fallen. Charlotte rollte nach links, doch das Knie des Mannes traf sie hart in der Seite. Für einen Augenblick blieb ihr die Luft weg, und das Bild vor ihren Augen verschwamm, aber sie gab nicht auf. Der Mann bekam sie an der Jeans zu fassen. Abrupt wurde Charlottes Ausweichbewegung gestoppt, und der Stoff riss. Geistesgegenwärtig schlug Charlotte mit dem Gewehr über ihren Kopf nach rechts.

Und sie traf.

Der Mann schrie laut auf und ließ sie los.

Charlotte sprang auf, ignorierte die Schmerzen in ihrer Nierengegend, musste aber einen kleinen Stabilisierungsschritt zur Seite machen. Dennoch hatte sie die Oberhand gewonnen. Mit aller Kraft trat sie dem Kerl mit einem Fuß ins Kreuz. Etwas knackte, und der Körper des Mannes knallte vollständig auf den Sandboden. Charlotte holte aus und schlug ihm das Gewehr in den Nacken. Er war bewusstlos.

Sie keuchte hektisch, aber es blieb keine Zeit zum Verschnaufen. In

Höchsttempo rannte sie hakenschlagend zum nächstgelegenen Gebäude. Da peitschte ein Schuss auf. Doch er verfehlte sie und schlug neben ihr im Boden ein. Sand und Geröll spritzten auf. Zwei Sekunden später konnte sie hinter einer Hausmauer kurz verschnaufen.

„Baracke IV!“, schrie jemand.

Ich muss hier raus!, entschied Charlotte. Eine zweistellige Zahl an Jägern, sie als Beute - es war nicht schwer auszurechnen, wie dies ausgehen würde.

Sie wollte in ihre Gesäßtasche greifen, konnte aber nur einen Fetzen Stoff ertasten. Schreck durchfuhr sie.

Verdammt! Mein Block! Und das Messer!

Blitzschnell wägte sie ab. Der Bach und ihr Einstieg waren zu weit entfernt. Um diese zu erreichen, hätte sie mehrere Dutzend Meter über freies Gelände laufen müssen. Den Block suchen - in freiem Gelände. Das war keine Option.

So blieb nur die Brachialmethode.

Aus dem Stand beschleunigte sie maximal und rannte auf den Zaun zu. Wie eine Leiter nutzte sie die Drähte, die erwartungsgemäß nachgaben. Doch Charlotte kam etwa anderthalb Meter hinauf, bevor ihr Schwung aufgebraucht war. Sofort griff sie mit einer Hand nach der Oberkante des Pfostens, an dem die Drähte in Führungshaken verliefen. Sie zog sich ein wenig nach oben, verringerte so die Last auf den Drähten und konnte ein Stück weiter hinaufklettern.

„Ich sehe sie!“, rief eine dunkle Männerstimme von irgendwoher. Ein Schuss bellte, doch er schlug noch nicht einmal in ihrer Nähe ein. Rennende Schritte waren zu hören.

Charlotte hatte keine andere Wahl. Rücksicht, auch auf sich selbst, konnte sie keine mehr nehmen.

Sie schwang das rechte Bein nach oben, und sofort blieb die Jeans im Stacheldraht hängen. Charlotte zog sich nach oben und rollte sich über das gefährliche Konstrukt. Tief schnitten die Metallstacheln in ihre Kleidung und die Haut. Charlotte biss sich auf die Zähne, die Augen füllten sich mit Wasser als Reaktion auf den Schmerz. Auf die Außenseite gerollt, ließ sie sich einfach fallen. Ihre Kleidung zerriss, die Spitzen in der Haut zerschrammten ihren Körper, und sie fiel krachend zu Boden. Eine Woge schmerzhaften Brennens durchzuckte sie, und vermutlich blutete sie durch viele kleine Wunden.

Sofort rannte sie zum Dickicht hinüber.

Schüsse peitschten. Charlotte duckte sich, aber sie verspürte einen heißen Einschlag am linken Oberarm. Sie riss den anderen Arm hoch und sprang förmlich in die dichte Vegetation vor ihr. Die Knie prallten auf den Erdboden, der

an dieser Stelle weich war. Charlotte schlängelte sich voran, tief auf den Boden gedrückt. Nach ein paar Metern sprang sie auf und rannte über eine kleine Lichtung. Hinter einem dicken Baumstamm blieb sie für eine Sekunde stehen. Ihr Arm schmerzte ungemein und pochte stark. Es war mehr als ein Streifschuss. Charlotte riss das Loch im Pullover mit Zähnen und der rechten Hand weiter auf. Es schmerzte fürchterlich, als der durch die Aufschlagwucht versengte und mit der Haut zusammengeschmolzene Stoff aus der Wunde gezogen wurde.

Die Kugel steckte.

„Merde!“

Sie blickte sich suchend um. In welcher Richtung lag das Meer am nächsten? Charlotte überlegte, wo sie sich nun im Vergleich zum Tor befinden mochte, und wandte sich dann nach einem Blick in den Himmel, um den Sonnenstand zu prüfen, nach Osten. Sie lief schnell, achtete nun aber mehr darauf, sich möglichst lautlos zu bewegen.

Schließlich hatte sie die Grenze der Insel erreicht. Einen richtigen Strand gab es hier nicht, nur ein paar Steine, dann lag das Meer direkt vor ihr. Sie beschloss, zwei Stunden zu warten. Sollte Phil bis dahin nicht eingetroffen sein, würde sie zum Kolow-HQ zurückkehren und nach einer anderen Fluchtmöglichkeit suchen. Jetzt aber, bei der aktuellen Aufregung, konnte sie dort alleine und ohne Zeichenmöglichkeit nichts mehr ausrichten.

Charlotte zog den zerfetzten Pullover sowie die Jeans aus. Sie war bereit, beim kleinsten Anzeichen dafür, dass sich ihr Verfolger näherten, ins Meer zu springen und hinauszuschwimmen. Das war immer noch der beste Ort, um sich kurzfristig zu verstecken.

Der linke Arm war unterdessen angeschwollen. Das Adrenalin in ihrem Körper ließ die Schmerzen noch erträglich erscheinen. Charlotte hielt den Arm fest an den Oberkörper gepresst, unternahm ansonsten aber noch nichts. Ohne Messer konnte sie die Kugel nicht herausholen.

So saß sie nun in der Sonne und wartete. Ein Teil ihrer Aufmerksamkeit war nach hinten ins Unterholz gerichtet. Bei jedem Geräusch versteifte sich ihr Körper, doch es waren immer nur kleinere Tiere, die hin und her liefen. Konzentriert blickte sie auf die See hinaus.

Und dann sah sie ihn endlich.

Ein Kreuzer der Marine.

Charlotte sprang auf, winkte und schrie wie verrückt um Hilfe. Dann rannte sie ins Meer und schwamm einarmig hinaus. Das in der offenen Wunde höllisch brennende Salzwasser nahm sie, so kurz vor der Rettung, kaum mehr wahr.

Die Marine hatte die Insel gestürmt und die siebzehn Verbrecher, darunter die Kolows, gefangengenommen. Fast alle Entführten konnten lebend befreit werden. Henri Laportes Leiche wurde Tage später an den Strand gespült, die Todesursache blieb unklar. Außerdem fehlte ein Mann, der als Gast auf dem ersten verschwundenen Schiff gewesen war. Man vermutete, dass es sich dabei um die von Charlotte und ihren Begleitern gefundene aufgehängte Leiche handelte.

Drei Wochen später wurde das Urteil vor dem Obersten Gerichtshof Kanadas verkündet. Charlotte und die anderen Prozessbeteiligten erhoben sich, als das Richtergremium eintrat. Nur wenige der Opfer der Kolows waren im Saal anwesend. Viele hatten ein Trauma aufgrund der Folterungen erlitten, und es war noch nicht abzusehen, ob sie sich jemals vollständig davon erholen würden.

„Im Namen der Krone sprechen wir folgendes Urteil: Die Angeklagten Iwan Kolow und Chelsea Kolowa sind schuldig der mehrfachen Entführung, Freiheitsberaubung, Nötigung und Körperverletzung, sowie der Anstiftung zum Mord an Tabitha Conley. Das Gericht stellt die besondere Schwere der Schuld fest und verweist auf den Paragraphen über Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Die Angeklagten werden zum Tode verurteilt. Die genaue...“

Nach Verlesung der Begründung verließen die Zuschauer und Nebenkläger den Gerichtssaal. Charlotte sah eine Traube an Reportern, die sich auf Tabithas Vater stürzten. Blitzlichter zuckten.

„Mr Conley, sind Sie zufrieden mit dem Urteil?“

„Wie geht Ihre Frau mit dem Verlust der Tochter um?“

Weitere Fragen prasselten auf den Mann ein, dessen verkniffenes Gesicht keinen tieferen Einblick in sein Inneres erlaubte. „Ich möchte nur eines sagen. Jedes andere Urteil wäre eine Schande gewesen. Mein Anwalt bereitet eine Bürgereingabe an den Senat und das Unterhaus vor. Wir fordern, das Hinrichtungsmoratorium einmalig auszusetzen und die Todesstrafe zu vollstrecken. Das ist alles.“

Er drehte sich um und ging, von seinem Anwalt gefolgt, in Richtung Treppe.

Schreiend wachte Charlotte in der Nacht auf. Sie knipste die Tischlampe an und setzte sich schweißgebadet und zitternd im Bett auf. Ein Stich fuhr durch ihren linken Oberarm, und sie griff unwillkürlich an den dicken Verband, der über

der Schusswunde lag. Nur langsam verblassten die Bilder des Alptraums. Sie hatte vor einer unmöglichen Wahl gestanden. Chelsea Kolowa hatte sich ein neues grausames Experiment ausgedacht. Eine Spritze lag vor ihr. Diese enthielt sehr wahrscheinlich, aber nicht sicher, ein tödliches Gift. Charlotte sollte nun entscheiden, ob sie sich selbst die Spritze setzte - oder sie Phil injizierte, der sich im Traum ebenfalls unter den Entführten befand.

Charlotte zitterte auch Minuten später noch, so lebendig und eindringlich war der Traum gewesen. Schließlich stand sie auf und ging in den Flur. Obwohl es noch nicht einmal vier Uhr am Morgen war, wählte sie Phils Nummer. Sie musste es fast ein Dutzend Mal läuten lassen, bis endlich abgehoben wurde.

„Ja?“, brummte es aus dem Hörer.

Eine Stunde später saß Charlotte, in dicke Woldecken gehüllt, auf Phils Wohnzimmercouch und hielt bereits die dritte Tasse dampfenden Tees in der Hand. Sie hatte dem Freund von ihrem Alptraum erzählt. Zwar würden diese Träume in einigen Tagen verschwinden, da war sie sich sicher, aber es würde schneller gehen, wenn sie mit jemandem darüber sprach. So direkt hatte sie Phil ihre Motivation jedoch nicht dargelegt. Aber der Freund hatte sie bereits nach den ersten Worten durchschaut und ihr sofort angeboten, ein paar Tage bei ihm zu wohnen. Charlotte hatte zuerst gezögert, dann aber doch zugestimmt. Vielleicht war es ganz gut, die nächsten Nächte nicht alleine zu sein.

„Und, Char, du bist kein Stück weniger tough, wenn du gelegentlich mal zugibst, nicht alles locker wegstecken zu können.“

Charlotte schwieg, pustete über den Tee und nippte daran.

„Ich halte dich nach wie vor für ein ganz patentes Mädchen“, schob Phil lächelnd nach.

Charlotte runzelte die Stirn. „Bitte?“

„Ein Ausdruck aus einem alten Film aus den 40ern. Es war das Lob des Leiters einer Agentenruppe an eine seiner Mitarbeiterinnen, die gerade einen kniffligen Fall gelöst hatte, an dem andere verzweifelt waren. Kommt dir das bekannt vor? Nur durch deine Signale haben wir die Insel und die Entführten gefunden. Ein Störfeld hatte ja sämtliche Peilsignale abgeblockt. Erst, als du die Generatorleitungen zerstört hattest, kam ein schwaches Signal durch und erlaubte uns, diese Insel direkt anzusteuern. Andernfalls hätten wir die drei in Frage kommenden systematisch abgesucht.“

Gedankenverloren starrte Charlotte in ihre Tasse, sah aber nicht bewusst, was

vor ihren Augen lag.

Patentes Mädchen.

Dann lächelte auch sie. Der Ausdruck gefiel ihr.

ENDE